

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 15 (1972)

Artikel: Aus der Geschichte der Familie Morgenthaler

Autor: Balmer, Heinz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072002>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AUS DER GESCHICHTE DER FAMILIE MORGENTHALER

HEINZ BALMER

1. Die Herkunft	Seite 37
2. Regierungsrat Niklaus Morgenthaler	Seite 40
3. Der Psychiater Walter Morgenthaler	Seite 54
4. Der Bienenforscher Otto Morgenthaler	Seite 59
5. Kunstmaler Ernst Morgenthaler	Seite 75
Quellen	Seite 88

1. Die Herkunft

Der Hof Mösl in Ursenbach gehörte schon seit vielen Geschlechtern der Familie Morgenthaler, als der Bauer Hans Friedli 1807 in seiner Bibel vermerkte, seine Tochter Katharina habe am 20. Februar zu Sumiswald mit Niklaus Morgenthaler im Mösl Hochzeit gehalten. Dieser schreibkundige alte Bauer Friedli (1742—1816) ist der älteste Vorfahr, von dem Aufzeichnungen auf uns gekommen sind. In seine Bibel trug er von 1771 an die Teuerungen, Unwetter, Schnee- und Wassergrossen, aber auch die Familienereignisse ein. So erfahren wir, dass am 24. Mai 1772 sein 74jähriger Vater Hans, am 22. Mai 1777 seine Mutter Katharina Brand mit 69½ Jahren starben und dass er selber am 12. Dezember 1777 mit Anna Maria Lüthi von Rohrbach eine zweite Ehe schloss (sie lebte 1755—1825).

Der Schwiegersohn Niklaus Morgenthaler (1778—1835), der Mann der Anna Katharina Friedli (1788—1842), hat die Aufzeichnungen fortgesetzt und seine Unglücksfälle berichtet. In den ersten zwei Lebensjahren sei er zwischen Leben und Tod geschwebt, habe im siebenten Jahre den rechten Arm gebrochen und den Ellbogen ausgerenkt, im neunten durch die Blättern seine zwanzig Nägel an Händen und Füssen und alle Kopfhaare verloren; er war nicht gegen Pocken geimpft worden. Im zwölften Jahre fiel er vom Heustock durchs Futterloch ins Tenn hinab und wurde für tot weggetragen, und als Erwachsener stürzte er von einem Kirschbaum über 30 Leitersprossen hoch auf die Strasse, wobei er den rechten Knoden ausrenkte und mehrere Knochen

lossprengte. Als die Franzosen 1798 ins Land einfielen, stand er wie sein Schwiegervater Friedli, der Lieutenant war, als Soldat auf dem Weissenstein so nahe bei den Franzosen, die am Fuss des Berges aufgestellt wurden, dass Gewehrschüsse sie erreicht hätten. Mit Unmut vernahm das Bataillon den Befehl der Truppenentlassung. Daheim überfiel ihn eine schwere Krankheit, so dass dem Bewusstlosen zur Ader gelassen wurde und er ein starkes Herzklopfen davontrug.

Von den neun Kindern des Ehepaars Morgenthaler-Friedli blieben sechs am Leben. Die fünf Töchter heirateten von zu Hause fort, und der einzige Sohn übernahm den Hof. Er war der jüngste und hiess wie sein Vater Niklaus Morgenthaler, «Mösli-Gläis» (19. 9. 1822—18. 11. 1902). Als einer der ersten durfte er die 1833 gegründete Sekundarschule Kleindietwil besuchen und war nach der Konfirmation ein Jahr in Grandson zur Erlernung der französischen Sprache. Den Vater verlor er früh, und als auch die Mutter starb, stand der Jüngling dem Heimwesen allein vor. Am 13. Oktober 1848 heiratete er Anna Barbara Zürcher, die ihm acht Töchter und drei Söhne schenkte. Ein Mädchen starb früh, so dass es zehn Kinder blieben.

Niklaus Morgenthaler teilte seine Zeit zwischen Landwirtschaft und Schreibstube und war an beiden Orten tüchtig. Er übernahm den Hof mit vier Kühen und einem Pferd. Durch gute Bewirtschaftung und Zukauf hob er ihn im Lauf der Jahre zu einem Ertrag für 16 Kühe und zwei Pferde. Als gerader Charakter half er vielen, die Rat suchten. 1848—1895 diente er Ursenbach als Gemeindeschreiber. Ferner führte er die Buchhaltung der Ersparniskasse Ursenbach. Er gehörte der Primarschulbehörde von Ursenbach an und war lange Mitglied und Präsident der Sekundarschulkommission Kleindietwil, 1850—1852 liberaler Grossrat, 1866—1882 Amtsrichter im Amt Wangen.

Im Herbst 1898 konnte er goldene Hochzeit feiern. Im Alter litt die Sehkraft, was ihn, der so gerne las, hart ankam. Auch die Gelenke fingen an, den Dienst zu versagen. Schwerer wurde seine Gattin heimgesucht. Die letzten vier Jahre war sie rückenmarkkrank. Die Lähmung fesselte sie an Bett und Rollstuhl, so dass sie nur vom Fenster aus dem Leichenzug ihres Gatten nachschauen konnte, mit dem sie mehr als 54 Jahre, fast 20 000 Tage, zusammen gelebt hatte. Sie folgte ihm bald im Tode nach (28. 2. 1826—24. 1. 1903). Ihre Klugheit trug in den Nachkommen Frucht. Von den erwachsenen Kindern haben ausser Marianne, die im Kindbett starb, neun die Eltern überlebt. Nur die jüngste Tochter war unverheiratet im Elternhaus geblieben. Doch die Kinder und Enkel waren anhänglich und besuchten das Mösli oft.

Bevor wir die Namen der Kinder aufführen, müssen wir die Herkunft der Mutter, «Mösli-Gläise Bäbeli», betrachten. Sie stammte aus einer Truber Küherfamilie und hatte auf der Alp Altengrat ob Trub das Küherleben mitgemacht und im Sommer keine Schule besucht. Es heisst, sie habe erst als Ehefrau Gedrucktes lesen gelernt.

Der Stammbaum der Zürcher reicht zurück auf das Ehepaar Christen Zürcher und Margret Wittwer auf Breitäbnit; es folgen Christen Zürcher (1719—1760) und Elisabeth Zaugg (gestorben 1757) im Altengrat, dann Christen Zürcher (1746—1824), Küher bei der Mettlen, seit 1772 verheiratet mit Barbara Zürcher (1753—1834), Tochter Christens und der Barbara Beer. Von den acht Kindern dieses Paares war das jüngste, Abraham (1800—1867), zunächst Küher auf der väterlichen Alp Altengrat. Hochzeit hielt er 1825 in Sumiswald mit Anna Barbara Schütz (1803—1879), die auf dem Kammen in der Gemeinde Wasen aufgewachsen war. 1842 erwarb Abraham Zürcher den Hof Richisberg bei Ursenbach. Seine Tochter Anna Barbara hatte damals fünf jüngere Geschwister, denen sich 1846 noch ein Johannes zugesellte, der als Medizinstudent starb. Der Bruder Christian (1829—1903) übernahm den väterlichen Hof Richisberg.

Die Herkunft der Anna Barbara Schütz lässt sich in den Rodeln von Sumiswald weit zurückverfolgen. Peter Schütz und Elsbeth Äschlimann waren die Eltern von Peter Schütz (1660—1729), der in Fritzenhaus lebte und Katharina Wymann zur Frau nahm. Deren Sohn Sebastian, auf der Riedmatte (1706—1777), und Barbara Eggimann (1706—1776), Tochter Lienhards und der Anna Brand, hatten einen Sohn Christen (1732—1795), der mit seiner Frau, Barbara Sommer, auf dem Kammen lebte. Ihr Sohn Christen (1770 bis 1859), der Vater unserer Anna Barbara Schütz, war verheiratet mit Maria Schütz (1774—1857), Ulrichs von Fritzenhaus und der Elsbeth Kläy, welche 1811 als 69jährige Witwe auf dem hintern Kammen starb.

Abraham und Anna Barbara Zürcher-Schütz auf Richisberg erlebten als Grosseltern die Geburt aller ihrer Morgenthaler-Enkelkinder. Folgende zehn wuchsen heran:

1. Anna Barbara (1849—1915), später als Frau des Jakob May, Bäuerin, in Kleindietwil.
2. Johann (1850—1913), verheiratet mit Lina Morgenthaler vom Vordern Mösli, Bauer, Grossrat und Gemeindeschreiber. Er übernahm den Hof seiner Frau, wurde «Scheuerhansli-Hans» genannt und ist in Emanuel Friedlis «Aarwangen» auf Seite 561 abgebildet. Sein Sohn Walter, Notar, war lange Gemeindepräsident von Langenthal.
3. Christian Niklaus (1853—1928), verheiratet mit Anna Barbara Wittwer, Ingenieur, Grossrat, Regierungsrat, Ständerat, Direktor der Emmentalbahn.
4. Elise (1854—1920), heiratete Johannes Morgenthaler vom Vordern Mösli, Bäuerin.

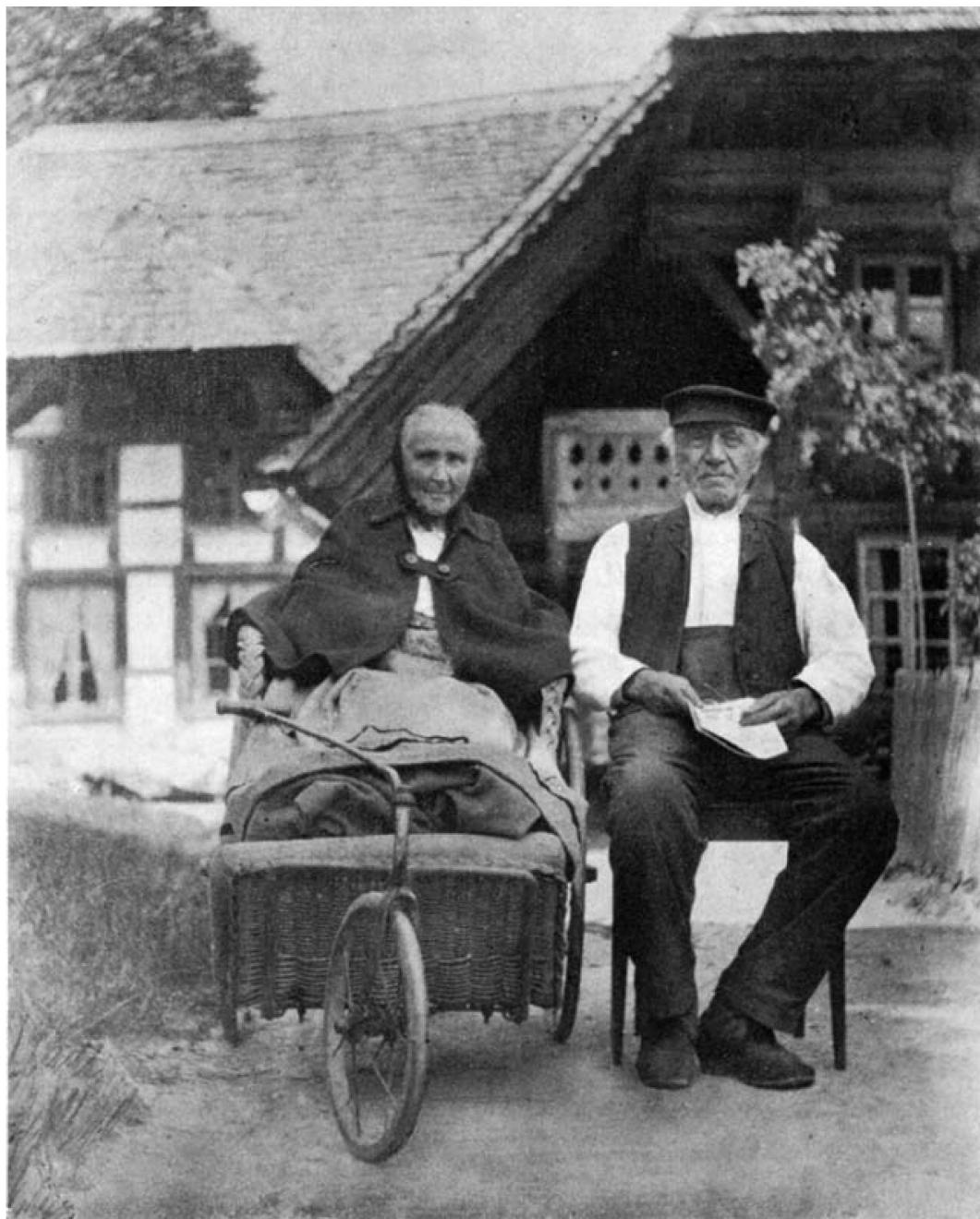
5. Marianne (1856—1888), später Frau Jakob Ingold in Twann.
6. Anna (1858—1920), später als Frau des Fritz Schneeberger, Bäuerin, in Dornegg.
7. Marie (1859—1935), später als Frau des Gottlieb Lappert, Geschäftsfrau, in Schoren-Langenthal.
8. Friedrich (1862—1931), Tierarzt in Herzogenbuchsee. Seine Frau, Flora Luder, war eine Schwester der Frau des Malers Cuno Amiet.
9. Rosette (1863—1948), eine liebevolle Frau, Lehrerin in Vorderfultigen, heiratete den Wirt Gottfried Christen in Oberönz und trug nach dem Tode des Mannes die schwere Last.
10. Margaritha, genannt «Gritli» (1865—1926), ledig.

Durch Kinderreichtum hat sich die Familie sehr verbreitet. Ich beschränke mich auf Regierungsrat Christian Niklaus Morgenthaler und dessen Söhne.

2. Regierungsrat Niklaus Morgenthaler (1855—1928)

Niklaus Morgenthaler wurde am 11. Juni 1853 in seiner Heimatgemeinde Ursenbach geboren. Schon mit fünf Jahren wurde er zur Schule geschickt. 1864 trat er in die Sekundarschule Kleindietwil ein, und im Frühling 1869 erreichte er ihren Abschluss und wurde konfirmiert. Er war eine gesunde Natur; nur die Zähne waren schadhaft. «Meine Mutter ging deswegen mit mir zum Arzt S. Leuenberger in Kleindietwil. (Die Zahnärzte waren damals noch nicht erfunden.) Dieser sagte, da sei nichts zu machen; es komme vom krankhaften Zahnfleisch. Als meine Mutter entgegnete, sie hätte gehört, es werden in neuerer Zeit zum Reinhalten der Zähne Zahnbürsten verwendet, wurde ihr geantwortet, dies sei richtig, bewähre sich jedoch nicht, weil die Bürsten das Zahnfleisch ‚giechting‘ machen. Damit war die Sache für mich erledigt.»

Der Knabe half gern in der Landwirtschaft mit. Eine Zeitlang war das Melken seine Lieblingsbeschäftigung. Aber auch in der Schreibstube erwies er sich als anstellig, so dass der Vater meinte, er solle Notar werden. Nachdem Niklaus den Sommer 1869 zu Hause verbracht hatte, trat er im Herbst ins Collège von Neuenstadt ein. Obschon er beim Uhrmacher David Favre-Brand gut aufgehoben war, litt er an furchtbarem Heimweh. Die stärksten Eindrücke in Neuenstadt waren der Tod von Frau Salome Favre-Brand im Dezember



Das Ehepaar Niklaus Morgenthaler (1822—1902) und Anna Barbara Zürcher (1826—1903) vor dem Stammhaus im Mösli, Ursenbach.

1869, das Zufrieren des Bielersees und das Schlittschuhlaufen im selben Winter und der Durchzug der Bourbaki-Armee ein Jahr später, im Februar 1871. Sein Mathematiklehrer Meyer (später Lehrer an der Kantonsschule in Pruntrut), dem die Begabung des Schülers auffiel, überredete ihn und seinen Vater zu einem neuen Vorhaben. Niklaus sollte in die Realabteilung der Kantonsschule in Bern eintreten und sich auf das eidgenössische Polytechnikum in Zürich vorbereiten. Meyer förderte ihn, reiste im Frühling 1871 mit ihm zur Prüfung nach Bern, und die Aufnahme in die Sekunda gelang. Untergebracht wurde er an der Gerechtigkeitsgasse 77 und 123; er schlief nämlich bei einem Vetter Haslebacher und ass bei Frau Schweinemetzger Hofer. Die Kantonsschule war die Vorläuferin des 1880 gegründeten Gymnasiums, Adolf Lasche ihr Rektor. Der Unterricht wurde von bedeutenden Männern erteilt. Die Hauptlehrer für Niklaus waren Albert Benteli (nebenher Dozent für darstellende Geometrie an der Hochschule, später Professor), Georg Sidler (zugleich Mathematikprofessor an der Hochschule) und Dr. F. Leizmann (nebenbei Sekundarschulinspektor). Die Fächer Singen und Turnen und die Kadettenübungen wurden gemeinsam mit der Literarabteilung besucht. Das Singen leitete der Komponist Karl Munzinger, Direktor der Musikschule Bern, das Turnen der «Turnvater» Johannes Niggeler, die Kadettenübungen Oberst Joachim Feiss (der spätere Korpskommandant), Leutnant Alfred Scherz (nachmals Polizeidirektor und Divisionär) und Fürsprech Eduard Müller (später Divisionär und Bundesrat).

Wegen seiner lückenhaften Vorbildung hatte Niklaus anfangs Mühe, dem Unterricht zu folgen. Bentelis Klarheit aber begeisterte ihn; er löste bei ihm eine Preisaufgabe und gewann in der darstellenden Geometrie einen bleibenden Vorsprung.

Im Juli 1872 konnte Niklaus an der vierzehntägigen Schulreise mit Rektor Lasche teilnehmen. Sie war ein starkes Erlebnis. Zum erstenmal sah er die schweizerische Gebirgswelt in ihrer Schönheit. Die kleine Schar der Jünglinge zog über die Grimsel ins Oberwallis, über das Simplonhospiz ins Eschental, weiter über den San Giacomopass ins Val Bedretto, über den Gotthard nach Andermatt, über den Oberalppass nach Chur, Glarus und Linthal, zuletzt über den Klausenpass nach Altdorf und Luzern.

Nach der Reifeprüfung im Herbst 1872 trennte er sich von daheim, wo er stets in den Ferien mitgearbeitet hatte, und zog ans Polytechnikum nach Zürich, um sich an der Ingenieurabteilung einzuschreiben. Der Lehrgang umfasste sieben Semester und dauerte bis zum Frühling 1876. Wie er bekennt,

fühlte er die körperliche und geistige Schwerfälligkeit mehr als bisher, konnte aber dem Unterricht ordentlich folgen. Im Hauptfach «Darstellende Geometrie» bei Professor Wilhelm Fiedler ragte er hervor und löste die Aufgaben oft auch für andere. In der Differential- und Integralrechnung bei Hermann Amand Schwarz kam er ebenfalls gut voran. Johannes Wild unterrichtete Feldmessen, Plan- und Kartenzeichnen, Karl Culmann Graphische Statik, Brücken- und Eisenbahnbau, Ernst Gladbach Hochbau, Karl Pestalozzi (der Urenkel des Erziehers) Strassen- und Wasserbau, Albert Fliegner Wasserkraftlehre, Hermann Fritz Maschinenlehre, Ludwig Kargl Mechanik, Rudolf Wolf Astronomie, der junge Johann Jakob Müller Physik, Emil Kopp Chemie, Gustav Adolf Kenngott Gesteinskunde und Johann Jakob Rüttimann Rechtslehre. In allen Fächern zeigt das «Abgangs-Zeugniss» vom März 1876 gute Noten. Es ist von Culmann als Vorstand, von Kenngott als Direktor und von Karl Kappeler als Schulrat unterzeichnet. Auf die Diplomprüfung hat Morgenthaler wie viele andere verzichtet, da das siebente Semester besser für Brückebau verwendet wurde. Die Professoren sind ihm «von ihren Vorträgen wie vom Zeichnungssaal her in bester Erinnerung geblieben». Freiwillig hatte er noch folgende Fächer gehört: Geologie bei Albert Heim, Naturgeschichte des Menschen bei Heinrich Frey, Schiesstheorie bei Karl Friedrich Geiser, Kriegswissenschaft bei Oberst Friedrich Wilhelm Rüstow, Volkswirtschaft bei Karl Viktor Böhmert, Literaturgeschichte bei Johannes Scherr und Italienisch bei Karl Arduini.

Kurskameraden Morgenthals waren der Glarner Kartograph Fridolin Becker und der Obwaldner Relief- und Panoramenkünstler Xaver Imfeld. Beide stammten wie Morgenthaler aus ländlicher Gegend und verstanden sich gut mit ihm. Becker (1854—1922) wurde später Wilds Nachfolger für Plan- und Kartenzeichnen. Imfeld (1853—1909), der schon als Knabe ein Pilatus-relief hergestellt hatte, wurde besonders von dem alten Topographen Wild und dem jungen Geologen Heim gefördert. Noch als Zögling schuf er ein Relief der Gotthardgruppe und ein Pilatus-Panorama. Wie Becker trat er am Ende der Ausbildungszeit in das eidgenössische topographische Büro ein, wo Oberst Siegfried die beiden jungen Kartographen gerne aufnahm. Später lebte Imfeld als freier Ingenieur und Topograph in Brig und in Zürich.

Zu den Kurskameraden gehörten auch der Luzerner Kaspar Zimmermann, später Oberingenieur in Bern (dessen Tochter nachmals Morgenthalers Sohn Otto heiratete), und Traugott Markwalder, der spätere Oberst und Waffenchef der Kavallerie.

Das Polytechnikum bot den Vorzug, dass spätere Berufskollegen sich schon als Jünglinge kennenlernennten. Aus früheren Kursen hatte Morgenthaler Beziehungen zu Josef Fellmann, dem nachmaligen Luzerner Kantonsingenieur, Regierungsrat und Rigibahndirektor, zu Vinzenz Stirnimann, dem Bauinspektor der Stadt Luzern, zu Albin Beyeler, der am Panamakanal mithalf und dann in Bern Eisenbahnpläne bearbeitete (Linien Freiburg—Murten—Ins, Gürbetal, Bern—Neuenburg und Bern—Schwarzenburg), zu Albrecht von Steiger, dem künftigen Chef für Oberbau der SBB, zu Ludwig von Stürler, dem Direktor der eidgenössischen Waffenfabrik, und zu Alphons Zollinger, dem Oberingenieur der Lötschbergbahn 1906. Aus späteren Kursen verkehrte er mit Oswald Bargetzi, der an der Gotthardbahn, in Italien und dann in Solothurn wirkte, Fritz Ritz, dem späteren Ingenieur bei den Bahnen Langenthal—Huttwil, Spiez—Erlenbach, Burgdorf—Thun, Solothurn—Münster, Saignelégier—Glovelier, Solothurn—Münster, Ramsei—Sumiswald—Huttwil und Direktor der Langenthal—Huttwil-Bahn 1910—1922, und schliesslich mit Hans Dinkelmann, der schon 1890—1892 bernischer Regierungsrat, dann Direktor der Emmentalbahn war und den Bau der Burgdorf—Thun-Bahn leitete, 1893—1905 Nationalrat und hierauf Mitglied und Präsident der Generaldirektion der SBB wurde, so dass Morgenthaler ihm auf seinem Lebensweg noch oft begegnete.

Viele junge Polytechniker sind begeisterte Offiziere geworden, auch Morgenthaler. Er wurde für den Herbst 1874 der Artillerierekrutenschule Frauenfeld zugeteilt. Sie dauerte 42 Tage. Im Herbst 1875 in Thun und im Herbst 1876 in Zürich bestand er die erste und zweite Offiziersschule. Auf 1877 wurde er Leutnant, auf 1880 Oberleutnant, 1885 Hauptmann und befehligte 1886—1890 die Feldbatterie 20. Unter den Vorgesetzten, mit denen er gut stand, befanden sich General Herzog und der spätere General Wille.

1876 waren infolge der Nachwehen des Deutsch-Französischen Krieges die Aussichten für junge Techniker ungünstig. Nach erfolgloser Stellensuche entschloss sich Morgenthaler zur Arbeit als Geometer. Vom April an half er dem Geometer Froidevaux in Pruntrut drei Monate im Taglohn bei der Vermessung der Gemeinde Corgémont. Selbständiger durfte er unter dem Geometer Karl Dür in Burgdorf vorgehen. In Brunegg im Aargau nahm er Waldwirtschaftspläne auf; in Balm und Ramsern am solothurnischen Bucheggberg führte er Katastervermessungen durch; vom Juli bis September 1877 vermass er die Windspillenalp bei Gstaad im Berner Oberland. Im Oktober legte er die mündliche Geometerprüfung ab. Die Büroarbeiten wurden im Winter in Burgdorf besorgt.

Dort sagte ihm ein entfernter Vetter (Grossneffe von Niklaus Morgenthaler-Friedli), der Fürsprecher und Grossrat Jakob Andreas Morgenthaler (1823—1901), dass die Eisenbahnstrecke Burgdorf—Langnau gebaut werden solle. Auf seinen Rat bewarb sich Niklaus um eine Mitarbeiterstelle. Der

Direktor der Emmentalbahn, Ingenieur und Nationalrat Hermann Dietler, berief ihn auf 1. Mai 1878 in das technische Büro in Solothurn, das unter der Leitung des Wiener Ingenieurs Hittmann stand. Morgenthaler hatte die Pläne für den Anschluss in Burgdorf zu bearbeiten, nämlich die Steinhof- und Schützenhaus-Variante. Fridolin Becker, in dessen Briefen an Morgenthaler sich das Leben der jungen Polytechniker spiegelt, schrieb ihm damals: «Freudig vernahm ich die Nachricht von Deiner Anstellung, die Dich doch wieder als richtigen Ingenieur auftreten lässt. Das Geometern gibt Übung in der Handhabung der Instrumente; ein Patent ist ein Haltpunkt in der Not; aber nicht über den Standpunkt eines verrosteten Geometers oder Erdäpfelplätzvermessers herauszukommen, wäre doch kläglich.»

Nach einjähriger Planung wurde das Projekt im Frühling 1879 beendigt und das Büro aufgelöst. Morgenthaler benützte den freien Sommer, um das Geometerpatent zu erwerben. In Nods am Chasseral führte er die dazu nötige praktische Arbeit aus. Bereits im Juli konnte er wieder in das Solothurner Büro der inzwischen bewilligten Linie Burgdorf—Langnau eintreten, und zwar als Bauführer der Streckenhälfte von Burgdorf bis zur Gohlhausbrücke in Lützelflüh. Die Gesamtleitung hatte Dietlers Nachfolger Joseph Flury inne. Im Herbst wurde das Büro nach Burgdorf verlegt. Am 12. Mai 1881 konnte der Betrieb eröffnet werden, und ein Jahr später waren die Abrechnungen beendet. Im Alter hat Morgenthaler geschrieben: «Die schönste Zeit meines Lebens war diejenige, die ich in Ausübung des schönen Ingenieurberufes 1878 bis 1882 in Solothurn und Burgdorf für den Bau der Strecke Burgdorf—Langnau zugebracht habe. Bei den spätem Bahnbauten hatte ich die volle Verantwortlichkeit nicht nur für die Lösung der technischen, sondern auch zahlreicher oft unangenehmer administrativer Aufgaben zu tragen.»

Zur freundlichen Erinnerung half seine Verheiratung mit. Am 26. Oktober 1879 stellte er die Erokorene im Mösl vor. Es war Bäbeli Wittwer, die Tochter des Krämers im Dorf. Am 2. Januar 1880 kauften sie in Burgdorf die Verlobungsringe, und am 28. Mai wurden sie in der Kirche von Lotzwil getraut. Auf der Hochzeitsreise führte er Bäbeli nach Zürich, Einsiedeln, Glarus, Konstanz, Strassburg und Basel.

Da Anna Barbara Wittwer (1852—1908) die Mutter hervorragender Söhne wurde, betrachten wir kurz ihre Herkunft. Die Stammeltern Hans Wittwer und Elisabeth Schwarz kührten im Gummen in der Gemeinde Trub; ihr Sohn Hans (1755—1823) heiratete Luzia Schenk, Ulrichs von Eggiwil, und wurde 1798 von den Franzosen geplündert, so dass seine vielen Kinder den Unterhalt

selber suchen mussten. Daher kam als junger Bursche Hans Wittwer (1786—1863) nach Ursenbach, wo er als Mahlknecht in der unteren Mühle diente. Seine Nachkommen erhielten den Namen «Müllerhanslis». Er heiratete Katharina Güdel von Ursenbach, erwarb im Dorf ein Haus und erweiterte es zu einem Geschäft. Der Sohn Samuel Wittwer (1824—1886) zog als Handwerksbursche in die Welt. Nach der Heimkehr heiratete er Anna Barbara Güdel (1833—1914). Er führte neben der Landwirtschaft den schönen Laden für Tuch und Spezereien weiter und betrieb auch eine Knochenmühle. Hermann Hesse hat ihn nach einer Daguerreotypie so beschrieben: «Ein stattlicher, würdig dasitzender Mann mit einem prachtvollen, klugen, scharfgeschnittenen Gesicht, einem festen, bedeutenden Gesicht mit schöner, grosser Stirn und beobachtendem, klugem, denkerischem Blick und Ausdruck.» In Skizzenbücher zeichnete er etwa merkwürdige Fabeltiere, Märchen mit Drachen und Rittern oder eine Bilderfolge über die Taten Wilhelm Teils, und wenn die Dorfkinder ihm Knochen in die Mühle brachten, entlöhnte er sie mit selbstgemalten bunten Bildern. Die künstlerische Begabung sollte sich durch seine Tochter Anna Barbara auf den jüngsten Enkel E. Morgenthaler übertragen.

Nicht nur die Verheiratung, sondern auch der Beginn der politischen Tätigkeit Niklaus Morgenthalers fällt in jene Jahre. Am 5. Dezember 1880 wurde er als Grossrat gewählt. Sein Gegenkandidat war der Landwirt Fritz Künsch von Grasswil, für den die «Berner Volkszeitung» (genannt «Buchszytig») sich einsetzte. Sie schrieb, noch blute das Land an den Wunden, die eine unverantwortliche, grosssprecherische Eisenbahnpolitik ihm geschlagen habe; man solle Leute vom Nährstand, nicht vom Zehrstand wählen. Als trotzdem Morgenthaler obsiegte, spottete sie, es «wäre also Hr. Geometer Morgenthaler in Burgdorf mit der schitteren Mehrheit von 36 Stimmen glücklich als Grossrath erporzet worden». Der Anfang wurde ihm nicht leicht gemacht; aber sein fachliches Wissen errang ihm Achtung, und zehn Jahre später, als die von ihm inzwischen erbaute Linie Langenthal—Huttwil als Musterleistung im Eisenbahnbau anerkannt war, tönte es in jener Zeitung anders.

Freund Fridli Becker schrieb an Chläus: «Wie blühen die Rosen in der Politik? Dir speziell habe ich schon am Polytechnikum den künftigen Grossrat angesehen!» Und lange bevor Morgenthaler Regierungsrat wurde, prophezeite er: «Ich sehe Dich schon im Baudepartemente.»

Die Jahre 1882—1887 vergingen wieder mit Geometerarbeiten, diesmal im Oberaargau. Er hatte mit mehreren Gemeinden Verträge geschlossen und führte die Vermessungen durch für Leimiswil, Kleindietwil, Rohrbachgraben

und einen Teil von Ursenbach. Dazwischen fielen Grossratssitzungen, Wiederholungskurse und Schützenfeste.

Den eigenen Haushalt hatte Morgenthaler damals in Ursenbach. Dort wurde er 1885 Präsident der Schulkommission und konnte 1886 einen von ihm gegründeten Badweiher eröffnen. Der Reihe nach rückten die eigenen Kinder an: 1882 Walter, 1883 Fritz, 1884 Klara, 1886 Otto und 1887 Ernst, dieser bereits in Kleindietwil.

1887 begannen die Arbeiten für die Langenthal—Huttwil-Bahn, und Morgenthaler wurde herangezogen. Im März kaufte er ein Haus in Kleindietwil, in das die Familie am 10. Juni übersiedelte. Er erklärte sich bereit, die Bauleitung der Bahn zu übernehmen, und wurde am 21. Dezember zu ihrem Direktor gewählt. Jeden Tag pilgerte er zu Fuss in sein Baubüro nach Huttwil. Weil er früh aufbrach und spät heimkehrte, sahen ihn die Kinder nur sonntags. Da besuchte er mit ihnen das Mösli oder andere Bauernhöfe.

Ernst Morgenthaler erzählt: «Mein Vater liebte seine Heimat in fast mystischer Weise. Diese Liebe ersetzte ihm die Religion. Zur Kirche hatte er keine Beziehungen. Meine Mutter war anders, einfachen Gemütes und auf eine natürliche Weise fromm. Bei Tische wurde gebetet und auch abends beim Schlafengehen.» — «Die Sonntagsspaziergänge mit dem Vater sind mir unvergesslich. Vom Küechlirain z.B. zeigte er mir die Kette der Schneeberge — ein Blick in eine ferne Welt. In felsiger Gegend zog er manchmal den Revolver aus der Tasche und übte sich im Schiessen. Ich hatte das nicht so gern — ich hielt mir die Ohren zu und sah die bleischwarzen Spuren der Projektilen auf der grauen Felswand aufglänzen wie Wunden.» Die Mutter betrieb ein Spezereilädeli. Sonntags aber hatte sie Zeit, sich ans Klavier zu setzen und das «Alpenglühen» zu spielen oder das «Gebet einer Jungfrau». Wenn gar der «Missolunghi-Marsch» ertönte, marschierten die fünf Kinder im Taktschritt durch alle Stuben, dass das Haus schier wackelte. In Niklaus Morgenthalers Tagebuch lesen wir neben beruflichen Einträgen etwa:

- 9./10. Juli 1892 mit Walter und Fritz auf dem Napf.
- 12. Juli 1892 den ersten Luftballon (Spelterini) gesehen.
- 5. September 1893 mit Walter und Fritz zu Fuss nach Gerlafingen.
- 12. August 1894 mit den Buben am Schwingfest in Huttwil.

Morgenthaler hatte zuerst die Bahn zu bauen und dann zu leiten. Er stellte Bauführer an und schloss Bauverträge ab. Die Kosten hielten sich niedrig. Am 1. November 1889 wurde die Strecke eröffnet. Im Luzerner Hinterland er-

wachte der Wunsch, dass die Bahn sich über Huttwil hinaus nach Wolhusen fortsetze. Der Advokat und Nationalrat Kandid Hochstrasser in Wolhusen war die treibende Kraft. Morgenthaler diente als technischer Berater. Er erhielt zum Dank 1893 eine goldene Uhr und wurde, obwohl er sich sträubte, auch zum Direktor der künftigen Huttwil—Wolhusen-Bahn ernannt. Von neuem musste unterhandelt und gebaut werden. In Wolhusen wurde ein Baubüro errichtet und als dessen Chef Ingenieur Fritz Ritz gewonnen. Am 8. Mai 1895 nahm die Huttwil—Wolhusen-Bahn den Betrieb auf. Das von Morgenthaler geleitete Unternehmen reichte nun von Langenthal bis Wolhusen und gelangte zu schöner Entwicklung. Als Fachmann, der sowohl den Bau wie den Betrieb kannte, wurde er oft von bernischen und ausserkantonalen Behörden um Gutachten über Eisenbahnpläne gebeten. Nationalrat Eduard Marti, der seit 1892 als Regierungsrat dem bernischen Baudepartement vorstand, schätzte sein Urteil.

Am 5. November 1896 starb Marti, 67 Jahre alt, unerwartet, und Morgenthaler erschien als der gegebene Nachfolger. Sein Freund, der Vizepräsident der Langenthal—Huttwil-Bahn, Grossrat Gottfried Scheidegger, empfahl ihn, und am 18. November wählte ihn der Grosse Rat mit 117 von 154 Stimmen zum Regierungsrat und Baudirektor mit Amtsantritt auf 1897. Für den Januar war er beurlaubt und wurde von Finanzdirektor Alfred Scheurer vertreten. Am 12. Dezember bewilligte der Verwaltungsrat der Langenthal—Huttwil-Bahn seine Entlassung auf 1. Februar. Am 7. Januar 1897 besuchte er die erste Regierungsratssitzung und wurde beeidigt. Am 15. Januar nahm er Abschied von der Schulkommission Ursenbach. Aus einem engeren trat er in einen weiteren Kreis.

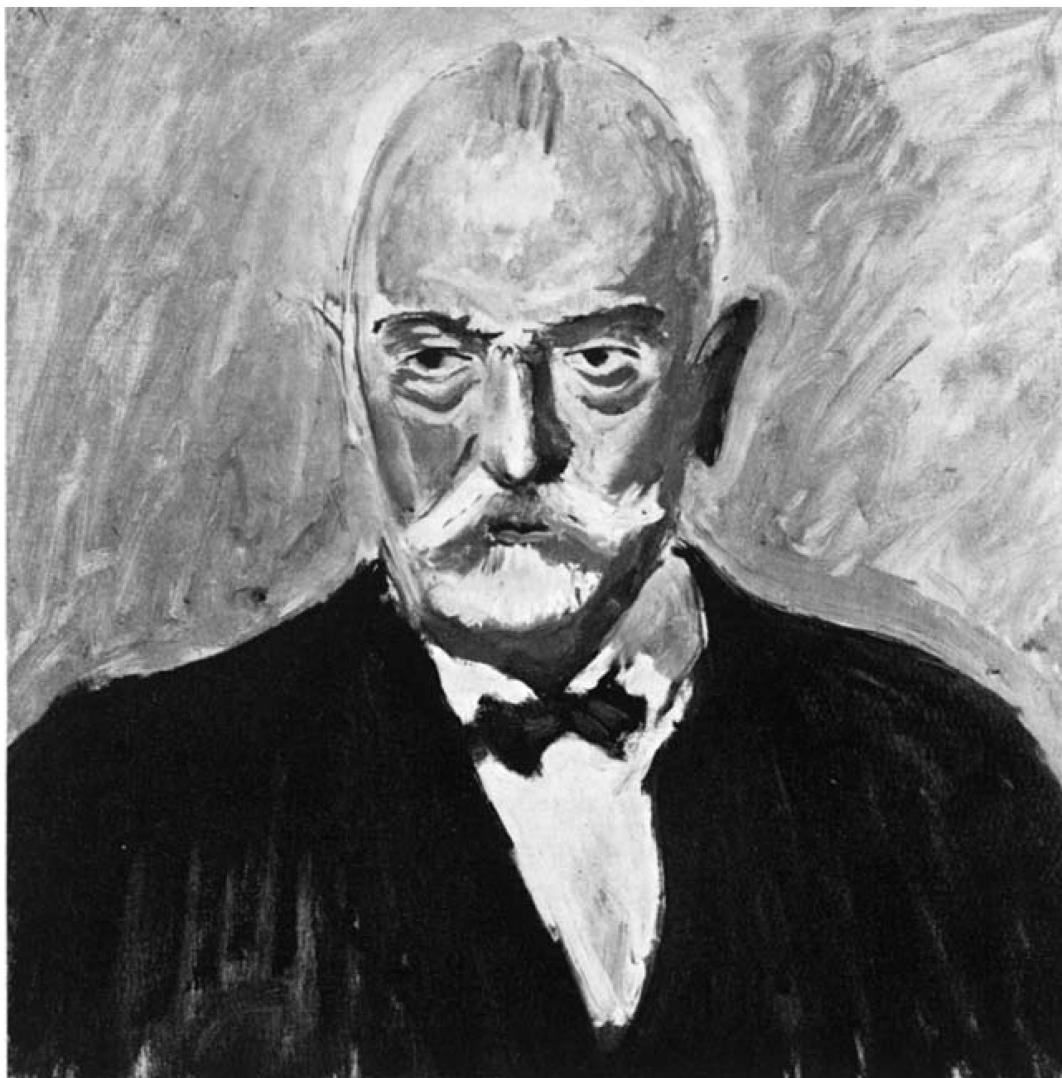
Die Übersiedlung nach Bern war unumgänglich. Am 18. Februar kaufte er ein Chalet an der Mittelstrasse im Länggassquartier. Die Söhne hatten eine Aufnahmeprüfung ins Progymnasium zu bestehen, und bald darauf, am 6. Mai, zog die Familie ganz nach Bern. Otto erzählt: «Wir waren etwas entwurzelt. Bei unsren Verwandten in der Heimat galten wir nach kurzer Zeit als Stadtbuben, aber unsere Kameraden im Progymnasium liessen uns nicht im Zweifel darüber, dass nicht nur unsere halblangen Hosen, sondern unser ganzes Wesen uns von ihnen trennte.» Und Ernst klagt: «Beim Coiffeur musste ich mir auf Befehl des Vaters die Haare über die Rübe weg schneiden lassen — im 3-mm-Schnitt! ... Ich schämte mich bald nicht nur meiner bäurischen Kleider, ich fing auch an, mich meiner Mutter zu schämen, die sonntags in ihrer Bernertracht freilich aussah wie das leibhaftige Anne-Bäbi Jowäger.»

Vater Morgenthaler ging in seiner neuen Arbeit auf. 1897 sollte ein neues Eisenbahnsubventionsgesetz eingeführt werden, das höhere Staatsbeiträge versprach, und Morgenthaler hatte die Vorlage auszuarbeiten. Sie wurde vom Regierungsrat, vom Grossen Rat und am 28. Februar vom Volk angenommen. Die Wirkung blieb nicht aus. Die fruchtbarste Zeit des bernischen Eisenbahnbaus brach an. In neun Jahren hat Morgenthaler die Unterstützung von 15 Bahnprojekten vor den Räten erreicht. Er behandelte und begutachtete die Pläne gewissenhaft. Energisch und überzeugend, klar und sachlich verteidigte er die Vorlagen. Folgende Bahnen wurden gebaut: im Mittelland Burgdorf—Thun, Bern—Muri—Worb, Gürbetal, Bern—Neuenburg, Freiburg—Murten—Ins, Sensetal, Bern—Schwarzenburg, Langenthal—Jura; im Jura Saignelégier—La Chaux-de-Fonds, Saignelégier—Glovelier, Pruntrut—Bonfol, Solothurn—Münster; im Oberland Erlenbach—Zweisimmen, Montreux—Oberland und Spiez—Frutigen. Vor allem aber wurden die Vorarbeiten für den Durchstich der Berner Alpen am Lötschberg gefördert, mit dem Wallis und anderen Kantonen besprochen, topographische Aufnahmen und Gutachten angeordnet und Zahlungspläne aufgestellt, nachdem 1902 nochmals ein Eisenbahnsubventionsgesetz bewilligt worden war.

Als Vertreter Berns wurde Morgenthaler in die Verwaltungsräte der SBB und der Zentralbahn abgeordnet.

Das Baudepartement hatte jedoch nicht nur mit Bahnen zu tun. Am 18. Juni 1898 wurde die Kornhausbrücke eingeweiht, am 4. Juni 1903 das neue Hochschulgebäude eröffnet. Als weitere Neubauten wurden in Bern erstellt: das Anatomische Institut, das Bezirksgefängnis, das Amthaus, das Frauenspital und das Oberseminar. Verbessert wurden die Irrenanstalten Waldau und Bellelay und die Landwirtschaftliche Schule Rütti. Die Flussläufe der Kander und Gürbe wurden abgeändert, Wildbäche verbaut, Wasserrechte an das Wynau-, Hagneck- und Kanderwerk erteilt, Strassen angelegt. Es wurde über die Sustenstrasse verhandelt, das Automobil- und Fahrradkonkordat vorbereitet, das Strassenpolizeigesetz erneuert.

Am 7. Juni 1898 wählte der Grosser Rat Morgenthaler zum Vizepräsidenten des Regierungsrates, am 17. Mai 1899 mit 165 von 168 Stimmen zum Präsidenten. Er bekleidete das Amt des Regierungspräsidenten vom 1. Juni 1899 bis zum 31. Mai 1900. Mit den Regierungsratskollegen konnte er sich meist gut einigen. «Auch mit dem Grossen Rat und dem Volke stand ich in gutem Einvernehmen. Es ist schön, Regierungsrat zu sein!», schrieb er in der Lebensrückschau.



Niklaus Morgenthaler (1853—1928)
nach einem Gemälde seines Sohnes Ernst Morgenthaler

Der Schluss des ehrenvollen Amtsjahres war von einem Todesfall überschattet. Der zweitälteste Sohn Fritz war 1899 konfirmiert worden und besuchte nun das Realgymnasium. Am 16. April 1900 stellte Dr. Lüscher bei ihm schwere Nierenentzündung fest. Der Kranke starb am 7. Mai und wurde auf dem Bremgartenfriedhof begraben.

Am 18. Februar 1903 wählte der Grossen Rat Morgenthaler mit 151 von 162 Stimmen in den Ständerat, weil es wünschenswert sei, dass der Kanton Bern ein Mitglied seiner Regierung abordne, und weil er etwas von Eisenbahnen verstehe. Er durfte darin eine Anerkennung sehen. Auch in dieser neuen Umgebung fühlte er sich bald heimisch. Er war der einzige Techniker im Ständerat und wurde fast in alle Ausschüsse gewählt, die Augenscheine aufzunehmen hatten. Dadurch lernte er auf vielen Reisen die Kantone kennen. Persönlich nahe stand er den Ständeräten Franz Bigler, Felix Calonder, Johannes Geel, Josef Hildebrand, Louis Cardinaux, Johann Jakob Stutz und Albert Scherb, den Nationalräten Emil Muri, Joseph Anton Schobinger, Andrea Vital, Michael Hofer, Arnold Gugelmann, Jakob Freiburghaus, Kandid Hochstrasser und Wilhelm Vigier, den Bundesräten Robert Comtesse, Marc Ruchet, Ludwig Forrer, Emil Frey und Ernst Brenner.

Auf 1. Dezember 1905 wurde Hans Dinkelmann, der Direktor der Emmentalbahn und der Burgdorf—Thun-Bahn, in die Generaldirektion der SBB berufen und schied aus seiner bisherigen Stelle. Am 2. Oktober wurde Morgenthaler als Direktor dieser Bahnen, die zusammen von Solothurn bis Thun führten, nach Burgdorf gewählt. Er erhielt acht Tage Bedenkzeit und entschloss sich zur Annahme. Am 24. Oktober reichte er sein Gesuch zum Rücktritt als Regierungsrat auf Ende November ein, und es wurde am 20. November vom Grossen Rat genehmigt. Drei Tage darauf verkaufte er das Haus in Bern. Am letzten Novembertag nahm er an der letzten Grossratssitzung teil. — Die bernische Baudirektion war seit 1846 von elf Männern versehen worden. Ausser Friedrich Kilian hatte Niklaus Morgenthaler mit 9 Jahren bisher die längste Amtszeit erreicht.

Die Burgdorfer Freisinnigen freuten sich, dass Morgenthaler in ihre Stadt zurückkehren wollte. Als am 29. Oktober die Nationalratswahlen fällig wurden, wobei der Oberaargau vier Sitze zu vergeben hatte, meinten einige, die Stunde sei gekommen, um den bisherigen Nationalrat Ulrich Dürrenmatt zu sprengen, der sie als Führer der konservativ-demokratischen Partei und als Redaktor der «*Berner Volkszeitung*» oft verhöhnt hatte, so dass sie ihn als Erbfeind in Herzogenbuchsee empfanden. Morgenthaler wurde auf die Liste gesetzt und die Werbetrommel gerührt. Er war schon 1899 vorgeschlagen worden, hatte aber sogleich abgewinkt. Ebenso war er 1901 bei der Wahl eines General-

direktors der SBB zur Sprache gekommen. Diesmal wehrte er sich weniger entschieden. Er erklärte einen Tag vor der Abstimmung im «Berner Volksfreund», seine Bewerbung bestehe nicht, und so könne er nicht auf sie verzichten. Am gleichen Tag fragte der «Berner Landbote», was es für einen Sinn hätte, Morgenthaler, der sich im Ständerat eingelebt habe und dort einflussreich sei, in den Nationalrat zu versetzen? Am Wahltag erreichten im Oberaargau nur Arnold Gugelmann von Langenthal und Michael Hofer von Alchenflüh die nötige Stimmenzahl. Ulrich Dürrenmatt von der Volkspartei, der Freisinnige Friedrich Buri (Gerichtspräsident in Fraubrunnen), namentlich aber Gustav Müller von der Arbeiterpartei und der Freisinnige Morgenthaler erhielten zuwenig Stimmen. Daher mussten am nächsten Sonntag nochmals zwei Wahlen getroffen werden. Müller verzichtete. Dürrenmatt und Buri wurden gewählt. Dürrenmatt feierte den «Sieg der Volkspartei» in Vers und Prosa. «Der Uli kann mich dauern — doch sieh', er blieb gesund; ihm halfen alle Bauern um Burdleff in der Rund'». Das «Bündner Tagblatt» trumpetete, Morgenthaler habe sich als verbissener Parteifanatiker entpuppt, was man sonst nicht hinter ihm gesucht hätte. Dürrenmatt druckte dies nach, fügte aber bei: «Einen Parteifanatiker sieht der Volkszeitungsschreiber in Herrn Morgenthaler auch jetzt nicht; dazu ist er sicher zu nobel; aber die Burgdorfer Fanatiker scheinen ihm die Feder, welche die Ablehnung dieser unglücklichen Kandidatur schreiben wollte, förmlich aus der Hand gerissen zu haben.» Die Burgdorfer betonten im «Berner Volksfreund»: «Was nun unseren Kandidaten, Herrn Regierungsrat Morgenthaler, anbelangt, so möchten wir ernstlich bitten, denselben in diesem Wahlhandel ausser Spiel zu lassen. Herr Morgenthaler hat von vornherein und namentlich anlässlich des zweiten Wahlganges auf hierseitige Anfragen wiederholt eindringlich gebeten, man möchte von seiner Kandidatur ablassen.» In Morgenthalers Tagebuch spiegelt sich der Vorfall in dem einzigen Satz: «Bei der Nationalratswahl, wo ich gezwungen als Kandidat gegen Dürrenmatt aufgestellt worden war, grossartig durchgefallen.»

Dagegen wurde er als Ständerat wiedergewählt. Der «Unter-Emmenthaler» anerkannte 1906, er und sein Vorgänger Hans Dinkelmann seien die fachkundigsten Verfechter der bernischen Eisenbahnanliegen in der Bundesversammlung gewesen.

Im Februar 1906 unternahm Morgenthaler seine einzige Reise ins Ausland. Der älteste Sohn Walter studierte ein Semester Medizin in Wien. Dahin reiste der Vater mit Klara über Feldkirch und kehrte über München zurück. Am 20. März folgte die Übersiedlung nach Burgdorf. Zwanzig Jahre stand er in schwerer Zeit den beiden Bahnen vor und sorgte für ihre stete Entwicklung. Im Mai 1907 wurde ein Betriebsvertrag mit der im Bau begriffenen Solothurn — Münster-Bahn abgeschlossen, der am 1. August 1908 mit der Eröffnung der Bahn in Kraft trat. Morgenthaler übernahm auch dort die Betriebsleitung.

Als Regierungsrat hatte er, wo es anging, die Normalspur befürwortet. Sein Vorgänger Eduard Marti hatte die schmalspurige Brünigbahn geschaffen; Morgenthaler aber hatte die Langenthal — Huttwil-Bahn normalspurig gebaut

und zur Blüte gebracht. Im März 1905 kam es im Ständerat zu einem Wortstreit. Als Fortsetzung der Brünigbahn war von der SBB eine Schmalspurstrecke von Brienz nach Interlaken vorgesehen. Bundesrat Josef Zemp empfahl die Anordnung. Morgenthaler hätte eine Normalspurbahn vorgezogen und begründete dies; aber der bundesrätliche Entwurf wurde gutgeheissen.

In der Maisession 1908 des Grossen Rates tauchte die Frage «Normalspur oder Schmalspur» in anderem Zusammenhang wieder auf. Die schmalspurige Bern—Worb-Bahn lohnte sich und konnte elektrifiziert werden. Gleichzeitig wurde die Frage erörtert, ob man die geplante Solothurn—Schönbühl—Zollikofen-Bahn normal- oder schmalspurig bauen solle. Der Redaktor des «Bund», Grossrat Karl Müller, bemerkte dazu am 30. Mai, «die fast krankhaft zu nennende Abneigung gegen Schmalspurbahnen, die unter der Ägide des Vorgängers des jetzigen Bau- und Eisenbahndirektors in gewissen Kreisen Platz gegriffen hatte», werde immer mehr einer unbefangenen und vernünftigen Beurteilung weichen. Der Normalbahneifer habe den Kanton schwere Opfer gekostet. In der Ständeratssitzung vom 5. Juni stiess der damalige Ständerat Edmund Schulthess ins gleiche Horn, so dass Morgenthaler sich zu einer Entgegnung erhob. Wenn behauptet werde, man habe mit den Normalspurbahnen schlimme Erfahrungen gemacht, so könnte man auf noch schlimmere mit den Schmalspurbahnen hinweisen. Denn in beiderlei Fällen habe man hie und da Staatshilfe in Anspruch nehmen müssen, wenn der Betrieb durch einen Fehlbetrag gefährdet war. «Ich sage jedoch, dass man weder mit den Normalspurbahnen noch mit den Schmalspurbahnen schlimme Erfahrungen gemacht hat; das Gegenteil ist wahr.» Wenn der Staat auch hie und da Hilfe leisten müsse, so seien die Opfer volkswirtschaftlich ebenso gerechtfertigt wie etwa jene für Bachverbauungen. — Darauf rempelte Redaktor Müller ihn im «Bund» vom 8. Juni noch schärfer an. Morgenthaler bekam den öffentlichen Undank zu spüren.

Müller warf Morgenthaler vor, er habe die Normalspur bei der Bern—Schwarzenburg-Bahn und bei der Saignelégier—Glovelier-Bahn «durchgedrückt». Für die letztere sei dies verhängnisvoll. Der teure Betrieb verunmögliche eine genügende Anzahl Züge. «Ich bin allein auf weiter Flur», könnten die Stationsvorstände singen. «Noch eine Morgen-glocke nur», dürften sie nicht fortfahren, da die Dörfer zu weit von den Bahnhöfen entfernt seien, als dass man das Geläute der Kirchenglocken höre. Dagegen hätten sich die sieben Schmalspurbahnen des Kantons gut bewährt: Brünig, Berner Oberland, Montreux—Oberland, Bern—Worb, Tavannes—Tramelan, Saignelégier—La Chaux-de-Fonds und Langenthal—Jura.

Mit Bleistift und Tinte entwarf Morgenthaler eine Entgegnung, schickte sie aber nicht ab. Sie enthielt den Hinweis, dass von den Bahnen, die er beantragt habe, 12 normalspurig und 3 schmalspurig gebaut worden seien. Keines der zur Ausführung gelangten Schmalspurprojekte sei von ihm je beanstandet worden. Auch die Vorlage für eine schmalspurige Schwarzenburgbahn habe er trotz anderer persönlicher Meinung empfohlen; erst die Staatswirtschaftskommission habe auf der Umwandlung beharrt, und nun könne die Gegend damit zufrieden sein. Die Saignelégier—Glovelier-Bahn sei von der beteiligten Gegend als Normalbahn gewünscht worden; er habe von Anfang an Bedenken gehabt, dass sie sich lohne, glaube aber auch jetzt, als Normalbahn komme sie am ehesten

aus dem Elend heraus. Morgenthaler war empfindlich getroffen, beruhigte sich aber mit den Worten: «Wer in öffentlicher Stellung tätig ist, muss sich öffentliche Kritik gefallen lassen.»

Ein viel härterer Schlag als diese verspäteten Vorwürfe wartete auf ihn. Am 12. Juli 1908 wurde seine Frau durch einen Hirnschlag linksseitig gelähmt; am 17. Juli verschied sie im 56. Lebensjahr.

Die Solothurn—Münster-Bahn brachte neue Arbeitslast, so dass er im November dem Regierungsrat anzeigte, dass er eine Wiederwahl in den Ständerat nicht mehr annehmen könne. Im Februar 1909 trat er auch aus dem Gemeinderat von Burgdorf zurück. Er hatte ihm seit 1907 angehört und die Technische Kommission geleitet.

Aber die Aufgaben gingen weiter. 1909—1915 war er Mitglied der Schulkommission des Gymnasiums und der Mädchensekundarschule Burgdorf, von 1909 bis zu seinem Tode Mitglied der Aufsichtskommission des kantonalen Technikums daselbst. Mitarbeit leistete er beim Bau der Ramsei—Sumiswald—Huttwil-Bahn, bei der Solothurn—Bern-Bahn und bei der Lötschbergbahn, die alle von der Emmentalbahn Geldunterstützung erhielten. Als Vertreter der Emmentalbahn sass er in den Verwaltungsräten der zweiten und dritten dieser Bahnen, als Vertreter des Staates im Verwaltungsrat der ersten, ferner in dem der Langenthal—Huttwil- und Huttwil—Wolhusen-Bahn. Beim 25-jährigen Jubiläum der Langenthal—Huttwil-Bahn im Juni 1915 wurde darauf hingewiesen, dass Morgenthaler derjenige sei, «der am meisten für diese Bahn getan» habe.

In der Kriegszeit leitete er den Umbau der Linie Burgdorf—Langnau auf elektrischen Betrieb; er wurde am 17. Juni 1919 eröffnet. Auch die Umstellung der Strecke Burgdorf—Thun wurde vorbereitet. An den Generalversammlungen gab er ruhige, ungeschminkte Berichte.

Anspruchslos lebte er in Burgdorf; eine Magd besorgte seinen Haushalt. An den Schicksalen seiner Kinder nahm er Anteil. Nach dem Tode der Mutter werden im Tagebuch die Mitteilungen über die Kinder zahlreich. Er verzeichnet die Militärdienste der Söhne, ihre beruflichen Wege, ihre Vermählung und die Geburtstage der Enkel. Die Tochter Klara hielt am 28. Juli 1913 in Hergenbuchsee Hochzeit mit Dr. Otto Luterbacher, der einen Monat darauf einstimmig als Lehrer für Deutsch und Geschichte ans Gymnasium Burgdorf gewählt wurde, dem er von 1918 bis 1955 als Rektor vorstand. 1920 bezogen Luterbachers dort mit ihren Kindern Greti und Franz ein eigenes Heim am Gsteigweg.

Kummer bereitete dem Vater der jüngste Sohn Ernst, dessen Künstlernatur ihm fernlag und den er doch besonders liebte. Als Kaufmannslehrling in einer Seidenfabrik fühlte Ernst sich unglücklich. «Wenn ich dann einmal revoltierend vor meinen Vater trat und ihm erklären wollte, dass ich am falschen Orte sei, schaute er mich mit ernsten und besorgten Augen an: „Glaubst du eigentlich, dass das Leben lustig sei?“ Ja, ich glaubte es. Aber auf seine Frage, was ich denn wolle, wusste ich damals keine Antwort.» Im Herbst 1910 erklärte der Sohn, er wolle Musiker werden. Als sich dies nach Jahren als neuer Umweg erwiesen hatte, fand er den Lebensberuf als Kunstmaler. Der Vater erlebte noch den Durchbruch zur Anerkennung. Im Mai 1923 meldet das Tagebuch: «Mehrmals „gesessen“ zum Porträtieren durch Ernst» und am 8. März 1925: «Ernsts Ausstellung in Zürich wird von Dr. Trog glänzend beurteilt.» So konnte der alte Vater schreiben: «Neben vielen Sorgen machte mir später meine Familie viel Freude.»

Am 2. Juni 1926 erlitt Niklaus Morgenthaler abends beim Auskleiden einen Ohnmachtsanfall. Sein Sohn Walter ersuchte ihn, aus Gesundheitsrücksichten sein Amt als Direktor niederzulegen. Er entschloss sich dazu auf Ende August und zog zu Klara. Am 1. September vermerkt das Tagebuch: «Zu Hause. Schön, Mittwoch. Beginn des nutzlosen Privatlebens.»

Im folgenden Jahre trat er als Mitglied bei der eidgenössischen Elektro-Kommission, bei der «Krippe» und bei der Emmenschwellenkommission zurück. 1928 wurde er leidend und verbrachte einige Monate in der Familie des Sohnes Walter in Bern. Er starb am 5. Dezember 1928, 75½ Jahre alt.

Die Nachrufe hielten fest: «Sein Name ist auf alle Zeiten mit der Geschichte des bernischen Eisenbahnwesens eng verbunden.» Er habe zum Wohl des Landes in ihre Entwicklung eingegriffen. «Er war eine Arbeitsnatur, die nie zu erlahmen schien.» Kein Redner von Glanz, eher zurückhaltend, im Antworten kurz und knapp. Aber im Denken klar und bestimmt, von rascher Erfassung der Sachlage, als Vorgesetzter streng und gerecht, dazu verständnisvoll und wohlwollend, so dass er verehrt wurde.

3. Der Psychiater Walter Morgenthaler (1882—1965)

«Sollte in späteren Zeiten jemand den interessanten Versuch unternommen, eine Geschichte des schweizerischen Pflegepersonals für Gemüts- und Nervenkranken zu schreiben, so wird er mit Erstaunen feststellen, wie diese Entwick-

lung zu einem selbständigen, geachteten und für das öffentliche Wohl unentbehrlich gewordenen Berufsstand nicht nur in ihren Anfängen, sondern während rund zwei Jahrzehnten von einer einzelnen Persönlichkeit abhing: Walter Morgenthaler.» So äusserte sich der Berner Psychiater Professor Max Müller.

Als Walter Morgenthaler 1908 als Assistenzarzt an die bernische Heil- und Pflegeanstalt Waldau kam, fiel ihm auf, wie gedrückt und mürrisch viele Wärter und Wärterinnen waren. Manche blieben nicht lange; sie sprangen ein, weil sie gerade nichts Besseres fanden, und strebten bei erster Gelegenheit wieder fort. Oft ereigneten sich Fahrlässigkeiten. Die Oberärzte klagten, das Personal sei schlecht und wechsle beständig. Im Gegensatz zu den Spitalkrankenschwestern waren es ungeschulte Leute, die nur der Zufall belehrte.

Hier erkannte Morgenthaler eine Aufgabe. Er begann, die zehn ihm unterstellten Wärterinnen zusammenzurufen und einen planmässigen Kurs zu erteilen. Bald wohnten Angestellte aus anderen Abteilungen bei. Er wiederholte diese Kurse überall, wo er wirkte, in der Friedmatt in Basel, in Münsingen, in Münchenbuchsee. 1921 nahm er den Kampf auf, um die Ausbildung allgemein durchzusetzen. Schlussprüfung und Ausweis sollten die Fähigen belohnen und Unbrauchbare ausschalten. Es folgte ein siebenjähriger Zweifrontenkrieg, teils gegen Direktoren, die die billige Hand der geschulten Selbständigkeit vorzogen, teils gegen Pfleger, denen nur eine Lohnerhöhung als Hauptsache vorschwebte. Morgenthaler siegte. Das Nervenpflegepersonal wurde ein Berufsstand. Die Wärter wurden Pfleger, die Wärterinnen Schwestern; die Anstalten boten ein freundlicheres Bild.

Walter Morgenthaler war in Kleindietwil aufgewachsen. Während der Vater tagsüber abwesend war, betreute der Knabe als sein Stellvertreter die jüngeren Geschwister. Er besuchte die Sekundarschule des Dorfes und wollte Arzt werden. Nach der Wahl des Vaters in den Regierungsrat und der Übersiedlung nach Bern besuchte Walter das Gymnasium. Doch zeitlebens blieb er mit dem Oberaargau verbunden. Das grosselterliche Mösl, wo der Obstgarten, die Backstube und der Korbbienenstand ihre Gaben schenkten, wurde Walters Ferienheimat. Dort hing seine Sense; dort molk er den Blösch oder pflügte mit Mani, dem störrischen Pferd, das ihm besser als den Knechten gehorchte.

1902 begann er in Bern mit dem Studium der Medizin. Grosse Lehrer begegneten ihm: am Krankenbett Hermann Sahli, am Operationstisch Theodor Kocher. Die Arzneien besprach Emil Bürgi, die Nervenkrankheiten Paul Dubois.

Den Winter 1905/06 verbrachte Morgenthaler in Wien. Dort bezog er eine verwanzte Bude an der Pfeilgasse; doch was tat es, wenn man dafür bei Sigmund Freud Psychoanalyse lernte? Hochstimmung brachte auch der Verkehr mit anderen Schweizer Studenten; Morgenthaler war in Bern Zofinger geworden. Über Weihnachten besuchte ihn aus München Walter Frey, sein Freund vom Gymnasium her, der später Sahlis Nachfolger wurde. Auch zwei andere Freunde kamen von München herüber. Zu viert genossen sie heitere Tage und besichtigten Budapest. Um so eingezogener lebte Morgenthaler nach der Abreise seiner Gäste, da er kein Geld mehr besass.

Ein schwerer Kummer suchte ihn heim. Er wurde schwerhörig. Nach einem Theaterbesuch schrieb er ins Tagebuch: «Hier ist mir so recht mit schrecklicher Klarheit zum Bewusstsein gekommen, dass ich wegen meines Ohrenleidens nicht mehr zu den normalen Menschen gezählt werden darf.» In Bern, wohin er zurückkehrte, ging es nicht besser. Er glaubte, umsatteln zu müssen, weil er beim Abhorchen der Kranken versagte. Sahli aber ermutigte ihn.

Dennoch hatte er Bedenken vor dem Staatsexamen. Die Gefährten spotteten, den Sohn des Regierungsrates werde niemand durchfallen lassen. Zum Trotz verbrachte er das letzte Studienjahr in Zürich und bestand die Prüfung dort. Seine Mutter konnte sich noch freuen; wenige Tage darauf starb sie.

Unter den Zürcher Lehrern beeindruckte ihn am stärksten Eugen Bleuler, der Leiter der Heilanstalt Burghölzli. Am Tag nach beendigter Prüfung bat er ihn um einen Assistentenplatz. Es war keiner frei; doch fand sich eine Stelle in der Waldau bei Bern. Leiter jener Anstalt war damals Professor Wilhelm von Speyr, eine pflichtstrenge, gebietende Persönlichkeit. Unter ihm doktorierte Morgenthaler mit einer Arbeit über Blutdruckmessungen an Geisteskranken; dabei bemerkte er, dass der Blutdruck mit dem Luftdruck steigt und fällt. Einmal nahm er Urlaub und reiste zu Studienwochen nach München und Berlin, wobei er in München den grossen Psychiater Emil Kraepelin antraf. Im Oktober 1910 zog er an die Anstalt Friedmatt in Basel, wo er abermals zwei Jahre als Assistenzarzt diente.

Wohl war er ein Schüler und Verehrer Freuds und Bleulers; aber er schloss sich ihnen nicht bedingungslos an, sondern wahrte sich das Recht zur Selbständigkeit, blieb allen Richtungen offen und übernahm, was seiner Erfahrung zusagte. In einer Arbeit von 1926 «Das Dogma von der Unheilbarkeit der Schizophrenie» betonte er gegenüber Kraepelin und Bleuler die mögliche Heilbarkeit und sollte damit recht erhalten.

Im August 1912 kam er als Oberarzt an die Anstalt Münsingen. Am 27. März 1913 heiratete er Lenko Albert, verwitwete Singeisen, die ein vierjähriges Büblein mit in die Ehe brachte. Eigene Kinder blieben ihm versagt. Zum Knaben gewann er ein schönes Verhältnis; Fred Singeisen ist später aus Neigung in seine Fussstapfen getreten.

Im November 1913 kehrte Morgenthaler in die Waldau zurück und blieb dort bis 1920. Er liess sich vom Betrieb nie ganz verschlucken. Stets zog ihn ein starkes Bedürfnis zurück an den Schreibtisch. Im Staatsarchiv grub er nach Zeugnissen über die frühere Behandlung der Geisteskranken. Daraus entstand sein erstes, 1915 erschienenes Buch: «Bernisches Irrenwesen von den Anfängen bis zur Eröffnung des Tollhauses 1749». Ein seltsamer Fall war Apollonia Schreier, die jahrelang zu fasten vorgab. Auch über Anton Unternährer, den Gründer der Sekte der Antonianer, sammelte er Nachrichten, die er später seinem Freund Hermann Rorschach überliess.

Dann wandte er sich wieder der Gegenwart zu. Er sammelte die Zettel, die die Kranken bekritzelt hatten. Die Abhandlung «Übergänge zwischen Zeichnen und Schreiben bei Geisteskranken» erwarb ihm die Vorlesungserlaubnis an der Hochschule. Am 11. Mai 1918 hielt er die Antrittsrede in der Aula. Er setzte die Vorlesungen viele Jahre hindurch fort und zog sich schliesslich davon zurück.

Ein Kranker der Waldau beschäftigte ihn besonders. Adolf Wölfli von Schangnau, der Sohn eines Trinkers und einer Waschfrau, war als Verdingkind aufgewachsen, hatte als Taglöhner gearbeitet und kam vor Gericht. Dabei erwies er sich als geisteskrank und blieb für den Rest seines Lebens versorgt. Gab man ihm Stifte und Papier, so zeichnete und malte er unermüdlich, wobei sich eine eigentümliche Begabung offenbarte. Früher gewalttätig, wurde er dabei ruhiger. Morgenthaler ging seinem Schicksal nach und berichtete davon im Buche «Ein Geisteskranker als Künstler», das 1921 vorlag und mit Zeichnungen Wölfis geschmückt war. Es öffnete ein Tor zu neuem Verständnis, indem es auf die Begnadung in der Verworfenheit hinwies. Das Werk fand Nachhall. 1964 entstand eine französische Prachtausgabe. Das Zeichnen wurde von Morgenthaler als Ausdrucks- und Heilmittel bei vielen Geisteskranken erprobt. Es beschäftigte und beschwichtigte sie und hat in die Anstalten Eingang gefunden.

1914 schloss Morgenthaler Freundschaft mit dem jungen Arzt Hermann Rorschach, der vorübergehend in der Waldau wirkte. Nach Kriegsausbruch wollten beide zur Hilfe in ein Lazarett eilen; aber von Speyr verbot es. Ror-

schach, der Sohn eines Zeichnungslehrers, war von Morgenthalers Sammlung der Zeichnungen Kranker beeindruckt. Man konnte bei ihrer Betrachtung manches erfahren.

Später arbeitete Rorschach an der Anstalt in Herisau und entwickelte einen Test. Er erzeugte Farbkleckse, die er durch Zusammenfalten des Papiers um ihren spiegelbildlichen Abklatsch erweiterte. Diese Zufallsformen legte er Prüflingen zur Deutung vor und zog aus ihren Aussagen Schlüsse. Mehrfach kam er mit seinen Klecksen in die Waldau, testete Kranke, schickte später die Auswertungen und fragte, was daran stimme und was nicht.

Morgenthaler hatte mit Wölfli's Krankengeschichte eine Reihe von «Arbeiten zur angewandten Psychiatrie» eröffnet, die er als Herausgeber betreute. Daher bat er Rorschach um einen Beitrag, und dieser schickte die Kleckstafeln und die zugehörige Beschreibung seines wahrnehmungsdiagnostischen Experimentes. Es brauchte Mut, die Neuigkeit herauszubringen: Farbkleckse. Morgenthaler gewann den Verleger und schlug den Titel «Psychodiagnostik» vor. Das Buch erschien Ende 1921; im Frühling darauf starb Rorschach. Der Test wurde weltberühmt. Morgenthaler besorgte sieben weitere Auflagen und trug darin die Liste der Schriften nach, die aus der Anwendung des Verfahrens erwuchsen. Er gründete eine Internationale Rorschach-Gesellschaft, eine Zeitschrift für Rorschachforschung und ein Rorschach-Archiv.

Von 1920 bis 1925 leitete Morgenthaler als Chefarzt die private Nervenheilanstalt in Münchenbuchsee. Von dort aus begann er den Kampf um die allgemeine Pflegerausbildung. 1925 zog er nach Bern an den Kollerweg 11 und eröffnete eine eigene Praxis als Psychotherapeut und Eheberater. Was er weiterhin für das Pflegepersonal tat, geschah freiwillig nebenher, ohne dass es ihm zugute kam. Er dachte an die Kranken der Anstalten; ihre bessere Behütung zu sichern, war sein Wunsch.

Der Pflegerverband verlangte Ausbildung, gesteigerte Besoldung und eine Fachzeitschrift. Die Psychiaterversammlung wollte diese Begehren abweisen. Morgenthaler aber setzte sich dafür ein. Er wurde Redaktor des neuen Blattes «Kranken- und Irrenpflege», das 1922 zu erscheinen begann. Anfangs schrieb er es fast allein; bald gewann er Mitarbeiter. Als der Ausbildungswille rasch wieder einzuschlafen drohte, hielt er ihn durch Aufrufe wach. Er band die zerstreuten, ungleichen Bestrebungen an einen vorgeschriebenen Lehrplan, an bestimmte Prüfungsvorschriften und an ein Diplom. Die Ortsgruppen der Pfleger lehnten das von ihm entworfene Prüfungsreglement ab, weil sie nicht befragt worden seien. Morgenthaler rief sie zusammen und unterhandelte. Die

Vorlage wurde bereinigt; 1927 konnte er die ersten Prüfungen abnehmen, und 1928 wurden Lehrplan und Abschluss von der Sanitätsdirektoren-Konferenz genehmigt. Noch fehlte ein Lehrbuch; aber auch diese grösste Aufgabe nahm Morgenthaler auf sich. 1930 war das Buch «Die Pflege der Gemüts- und Geisteskranken» vollendet. Es bot nicht nur Stoff, sondern erzog zur Verantwortung. Die Auflagen folgten sich bis über Morgenthalers Tod hinaus, und man übertrug es ins Französische, Italienische und Spanische.

Die Erfahrung des Eheberaters verdichtete sich zum Buche: «Der Mensch in Geschlecht, Liebe und Ehe». Dieses Aufklärungswerk des 70jährigen antwortete auf viele Fragen und warb für die gegenseitige Rücksichtnahme in der Ehe. Es erlebte mehrere Auflagen.

Als Arzt fühlte sich Morgenthaler in die Hilfsbedürftigen ein. Er strahlte Wärme aus; man spürte sein selbstloses Wohlwollen. Gegen die Bedrängnis des Gemütes wurden die heilenden Kräfte der Seele beschworen; er tröstete, ermunterte das Selbstvertrauen, lehrte Freude an der Arbeit, richtige Einstellung zur zugemessenen Aufgabe, Bejahung des eigenen Schicksals. Er hatte viel an sich selber gezweifelt und bittere Enttäuschungen überwunden. Davon schwieg er. Aber das eigene Leben gab ihm den Schlüssel zum Verständnis für fremde Not.

In einer Studie betrachtete er die letzten Aufzeichnungen von Selbstmordern und suchte nach Erkenntnissen, um sie rechtzeitig vor sich selber zu schützen.

Früh befürwortete er, dass der Psychiater und der Psychologe, der Arzt der Irren und der Ergründer der Seele, sich finden und ergänzen müssten. 1917 half er die Psychologische Vereinigung Berns gründen und hielt darin den ersten Vortrag. Die Gesellschaft trat zu regelmässigen Aussprachen zusammen. Er blieb ihr treu und führte durch Jahre den Vorsitz. Schliesslich verlieh er ihr feste Gestalt durch Satzungen und Vorstand. Verschiedene Quellfäden der Erkenntnis leitete er in ein gemeinsames Bachbett, als er 1942 die «Schweizerische Zeitschrift für Psychologie und ihre Anwendungen» schuf und ihr die Stiftung der gleichnamigen Gesellschaft folgen liess.

Seit 1940 wohnte er mit seiner Frau im eigenen Häuschen in Muri, behielt aber die Praxis in Bern. Die Ausdauer der Gesundheit erlaubte ihm die Arbeit bis ins hohe Alter. Als im Oktober 1958 seine Frau starb, zog er sich ganz nach Muri zurück. Viele Leidende suchten ihn auch dort auf und setzten sich in den Sessel neben dem überbordenden Schreibtisch. Er trug den Hörapparat und hörte geduldig zu, fragte und prüfte, spendete Rat und Zuspruch. Die Bezahl-

lung für seinen Einsatz war ihm unwichtig, hatte er doch ein Leben lang sein Bestes aus freiem Willen getan.

Mit 80 Jahren verfasste er ein Büchlein über den Menschen Karl Marx, worin er die verborgenen seelischen Hintergründe beleuchtete, die diesen Geist zum Aufruhr trieben. Die Strömungen der Zeit zwangen den alten Arzt zur Abklärung und Stellungnahme.

Am 18. Februar 1965 traf ihn ein Hirnschlag. Klaren Sinnes nahm er Abschied. Geduldig erwartete er den Tod, der ihn nach wenigen Wochen am 1. April erlöste.

4. Der Bienenforscher Otto Morgenhaler

Geboren am 18. Oktober 1886, besuchte Otto die Literarabteilung des Städtischen Gymnasiums Bern. Sein Griechischlehrer war Georg Finsler, sein Deutschlehrer Otto von Geyerz. Unauslöschlichen Eindruck machte ihm das Pflanzenbestimmen beim Naturgeschichtslehrer Dr. Alfred Kaufmann (1857 bis 1903). Es führte ihn den Naturwissenschaften zu. Mit fünf Schulgefährten gründete Otto die «Humboldtia», zog mit ihnen ins Belpmoos, um Pflanzen zu sammeln und zu bestimmen, und hielt ihnen einen Vortrag «Der Kampf ums Dasein», worin er Darwin verteidigte. Nach der Reifeprüfung im September 1905 studierte er in Bern Naturwissenschaften. Dabei konnte man sich als Ziel nur den Lehrerberuf vorstellen. Botanik hörte er bei Eduard Fischer, Zoologie bei Theophil Studer, Geologie bei Armin Baltzer, Mathematik bei Eduard Ott und Methodik bei Gottlieb Stucki, der ihn jede Woche einmal zu sich heimnahm. Das Sekundarlehrerpatent erhielt er nach drei Semestern im März 1907. Botanik wurde sein Hauptfach, und er promovierte im März 1910 mit einer Arbeit über Rostpilze. Im November darauf legte er die Gymnasiallehrerprüfung ab. Zwischendurch bestand er Militärdienst, 1908 die Unteroffiziersschule in Thun und die Aspirantenschule in Zürich.

Auf Neujahr 1911 suchte Professor Müller vom Institut für Pflanzenkrankheiten in Halle an der Saale einen Assistenten. Walther Rytz in Bern hatte sich gemeldet und war gewählt worden, verzichtete jedoch darauf, und Otto Morgenhaler zog statt seiner nach Halle. Nach zwei Jahren wurde er dort «beamtet». Er hatte sich in die Futtermittelkontrolle eingelebt, wobei ihm ein Buch «für Botaniker, Chemiker, Landwirte, Müller und Bäcker» gute Dienste leistete. Dr. Menko Plaut von Marburg war neben ihm der jüngste Kollege am Institut und wurde sein Freund. Die schöne Landschaft Thüringens, den Harz

und die Städte Weimar, Jena, Leipzig, Dresden lernte er kennen. Eine grössere Arbeit entstand: «Die Pilze als Erreger von Pflanzenkrankheiten».

Der Käsehändler Franz Bigler von Biglen, Oberst, ehemaliger Grossrats-präsident und Ständerat, ein Freund des Vaters, erkundigte sich einmal bei Otto, als dieser in den Ferien daheim weilte, nach seiner Tätigkeit in Halle und fand: «Settig Lüt täten üs ou guet.» Bigler war nämlich Mitglied der Auf-sichtskommission der Eidgenössischen Landwirtschaftlichen Versuchsanstalt in Liebefeld bei Bern, die aus zwei gleichberechtigten Abteilungen, der Agri-kulturchemischen und der Milchwirtschaftlichen Versuchsanstalt, bestand. Bei nächster Gelegenheit führte Bigler den jungen Morgenthaler ins Liebefeld. Sie gingen zunächst zum Vorstand der Agrikulturchemischen Anstalt, Dr. Paul Liechti. Dieser wusste keine Verwendung. Hierauf brachte Oberst Bigler seinen Gefährten zu Prof. Dr. Robert Burri, der die Milchwirtschaftliche und Bakteriologische Versuchsanstalt leitete. Zu ihm fasste Otto Morgenthaler sogleich Vertrauen und schätzte sich glücklich, als Burri ihm sagte, er könnte für Bienenuntersuchungen eingesetzt werden, da Dr. Nussbaumer fortgehe.

Die landwirtschaftliche Bakteriologie hatte sich ein Jahrzehnt nach der medizinischen Bakteriologie zu einem selbständigen Gebiet entwickelt. Robert Burri (1867—1952) hatte sich am Zürcher Polytechnikum zum Natur-wissenschaftslehrer ausgebildet, als Assistent an der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt in Bonn die Bakterien des Rheinwassers erforscht, seit 1897 sein Fach am Zürcher Polytechnikum, ab 1903 als Professor, vertreten und war 1907 als Direktor an die Liebefelder Versuchsanstalt berufen worden. Er prüfte vor allem die Milch und die für die Käsereifung notwendigen oder schädlichen Bakterien.

Die schweizerische Bienenzucht stand in schöner Blüte, als um die Jahr-hundertwende eine Bienenseuche verheerend auftrat, die als Faulbrut bezeich-net wurde. In der Not wandte sich der Präsident des Vereins Deutschschwei-zerischer Bienenfreunde, Ulrich Kramer, an Robert Burri, der damals noch in Zürich lehrte, und versorgte ihn mit Wabenproben aus kranken Bienenstän-den. 1904 entdeckte Burri, dass man bisher zwei verschiedene Seuchen unter dem Namen «Faulbrut» zusammengeworfen hatte; er erkannte im Mikroskop ihre Erreger und unterschied die Krankheiten als «Faulbrut» und «Sauer-brut». Die Imker schickten ihm von da an Wabenproben zur Bestimmung ein. Dies blieb auch so, als er ins Liebefeld kam. Ein milchwirtschaftlicher Assis-tent wurde im Sommer für die Faulbrutdiagnose verwendet, während er im Winter, «wenn die Bienen schliefen», andere Aufgaben löste.

Als Morgenthaler zu Burri äusserte, er habe keine Ahnung von Bienen, riet ihm dieser zum Lesen der Bücher von Enoch Zander und zu einem Besuch bei Prof. Maassen in Berlin. Morgenthaler gehorchte und trat am 1. Mai 1913 die Stelle im Liebefeld an. Er blieb fast 40 Jahre dort. Anfangs war er im Sommer Bienenmann, während er im Winter Milch und Käse, Futtermittel und schimmliges Getreide untersuchte.

In den Kriegsjahren leistete er als Oberleutnant und Hauptmann der Gebirgsbatterie 7 Grenzbesetzungsdienst im Wallis, Tessin und Jura. Im März 1916 heiratete er Else Zimmermann, Tochter Kaspars und der Ida Thoma, und bezog das kurz vorher erworbene Haus im Talbrünnli. Heirat und Hauskauf hat er nach über 50 Jahren als die gescheitesten Handlungen seines Lebens gepriesen. Dem Ehepaar wurden zwei Söhne und zwei Töchter geschenkt. Elisabeth (1918—1945) setzte sich für Volksbildungsheime ein; Walter wurde Ingenieur, Hans Ulrich Biologielehrer, Annemarie Lehrerin.

Die Arbeit an den Bienen fesselte Otto Morgenthaler immer stärker. Er gewann einen Freund an Fritz Leuenberger (1860—1936). Dieser Emmentaler Bauernsohn wirkte in Bern als Lehrer. Daneben betreute er einen Bienenstand von 35 Völkern und gab Bienenzuchtkurse. Seit 1906 im Zentralvorstand des Vereins Deutschschweizerischer Bienenfreunde, schuf er 1908 für die bedrängten Imker die Faulbrutversicherung und setzte 1909 den Meldezwang durch ein Faulbrutgesetz durch, das in das Eidgenössische Tierseuchengesetz aufgenommen wurde und die Überwachung und Behandlung der verdächtigen und kranken Bienenstände den Imkerverbänden auftrug. Seit dieser gesetzlichen Verankerung trafen die Wabenproben immer zahlreicher im Liebefeld ein.

Leuenberger kämpfte dafür, dass Morgenthaler sich auch im Winter den Bienen widmen konnte. «Burri und Leuenberger waren meine Bienenväter», sagte Morgenthaler später. «Nosema hatte begonnen, die Imker zu beunruhigen; bald kam der Milben-Alarm dazu. Ein wissenschaftliches Laboratorium erschien Leuenberger als eine wertvolle Hilfe im Kampf gegen die neuen Bienenfeinde. Der wirksamen Fürsprache von Leuenberger ist der Ausbau der Bienenabteilung, d.h. die Flüssigmachung der Kredite und die Anstellung eines ganzen Stabes guter Mitarbeiter in erster Linie zu verdanken.»

Nach dem Ersten Weltkrieg nahm die Bienenforschung Aufschwung. In Deutschland und England wurden wissenschaftliche Zeitschriften gegründet, das «Archiv für Bienenkunde» von Ludwig Armbruster und die «Bee world» von Miss Annie D. Betts.

Ebenfalls 1919 trat die erste Assistentin bei Morgenthaler ein. Fräulein Dr. Adrienne Koehler hatte in Bern physiologische Chemie studiert und meldete sich bei Burri. Dieser liess Morgenthaler ins untere Stockwerk rufen und vernahm dessen Urteil: «Das ist ja gerade, was mir fehlt!» So wurde sie angestellt. Sie blieb bis 1921 und machte zwei Entdeckungen.

Eine seuchenhafte Frühjahrsschwindsucht, die Nosema-Krankheit, suchte viele Bienenvölker heim. Im Mikroskop sah man die Mitteldarmzellen mit ovalen Körperchen vollgepfropft. Pasteur hatte einen ähnlichen Zustand schon bei den Seidenraupen erkannt. 1909 entdeckte Zander in Erlangen, dass es sich nicht um Pilzsporen handelte, sondern um einzellige Tiere, Protozoen. In einer dicken Schale sitzt der Plasmakörper mit dem zusammengewickelten Polfaden. «Nosema apis» verbreitet sich, indem die Bienen den Kot ihrer Stockgenossen aufflecken.

Zur Feststellung, ob Nosema vorhanden sei, wurden die Hinterleiber einiger Bienen abgeschnitten und im Mörser mit etwas Wasser zerrieben; hierauf wurde ein Tröpfchen davon mikroskopisch auf Sporen durchmustert. Morgenthaler bemerkte, dass ausser den Sporen gewisse «Tröpfchen» im Mitteldarmepithel vorhanden waren, die Fräulein Koehler chemisch untersuchte. Sie entdeckte, dass es Körnchen aus kohlensaurem Kalk waren.

Der Brei der zerriebenen Hinterleiber erschien im Sommer klar, im Winter milchig. Was war nun darin enthalten? Fräulein Koehler fand, dass die Winterbienen einen Eiweissvorrat haben. Im Herbst fressen sie Pollen und werden dadurch langlebig. Fräulein Dr. Lotmar und Fräulein Dr. Maurizio arbeiteten später im Liebefeld auf dieser Grundlage weiter. Sie zeigten, dass Nosema apis die Eiweissvorräte angreift und dadurch das Leben der Bienen verkürzt.

Allmählich ergab sich, dass der Parasit überall verbreitet war, gerade auch in den kräftigsten Völkern. Auf dem gesunden Wirt war der Parasit glücklich und trug Sorge zu ihm. Hatte man Nosema zuerst übertrieben gefürchtet, so war man später geneigt, den Erreger als harmlos zu betrachten. Morgenthaler folgte dieser Auffassung nicht. Wohl lebten Wirt und Parasit in Frieden; wenn aber das Gleichgewicht durch äussere Einflüsse oder durch einen zweiten Parasiten gestört wurde, nahm der Parasit überhand. Die Frühjahrsschwindsucht verlief vor allem dann verderblich, wenn neben dem Nosema-Erreger die Harngefäßamöben beteiligt waren. Da sich zur Bekämpfung kein Mittel fand, wurde die Nosema-Hilfskasse geschaffen, die wie die Faulbrutversicherung den betroffenen Imkern beistand.

Als Morgenthaler eines Tages 1922 einige Bienenhinterleiber im Mörser zerrieben hatte und eine kleine Menge dieser Aufschwemmung, die viele Nosema-Sporen enthielt, im hängenden Tropfen unter dem Mikroskop untersuchte, gelang ihm eine schöne Beobachtung. «Zu meinem grossen Erstaunen schossen nach kurzer Zeit die Polfäden wie Raketen aus dem Rand des Tropfens hervor in den umgebenden Luftraum. Es ist unglaublich, wie diese Stricke in den kleinen Sporen Platz haben sollen.» Morgenthaler sah, wie nach der Ausschleuderung aus den Enden der ausgestreckten Polfäden ein kleiner Tropfen austrat, den er für einen Klebstoff hielt.

Diese langen, dünnen Hohlschläuche werden sonst aus der im Darminhalt der Biene liegenden Spore ausgeschleudert und durchstechen wie eine Nadel die Zellen der Darmwand. 1960 entdeckte J. P. Kramer in Amerika, dass es nicht ein Klebstoff, sondern der Nosemakeim ist, der auf dem Weg durch den Faden austritt.

1925 erhielt Morgenthaler eine technische Assistentin. Fräulein Gertrud Baumgartner (1900—1967) hatte die Laborantinnenschule mit gutem Zeugnis abgeschlossen und wollte Musik studieren, litt aber an Niedergeschlagenheit und suchte Rat bei Dr. Walter Morgenthaler, der sie seinem Bruder empfahl. Sie leistete der Bienenabteilung 40 Jahre lang gute Dienste. Unter anderem überwachte sie die Kästchen mit Nosema-Bienen. Da man den Erreger nur in lebenden Bienen züchten konnte, enthielt jedes dieser Kästchen zwanzig oder mehr befallene Tierchen. Jeden Tag wurden einige Bienendärme geprüft und die Entwicklung des Parasiten beobachtet. Stellte man die Kästchen zu verschiedenen Temperaturen, so liess sich der Einfluss der Wärme auf seine Entwicklung verfolgen. Auch konnte man prüfen, ob angepriesene Heilmittel sein Wachstum hemmten oder nicht.

Zwei Entdeckungen von Fräulein Baumgartner waren besonders wertvoll. Im März 1938 beschrieb sie den «Deckellack» als Merkmal der Sauerbrut-Waben; auch gab sie die beste Abbildung des Erregers, *Bacterium pluton*. Im Juli 1948 teilte sie mit, dass der Erreger der Faulbrut, *Bacillus larvae*, einen Feind besitzt in einer Virusart, die den Bazillenleib auffrisst und nur seine Spirillen übrig lässt, die man zuvor als vermeintliche Spirochäten betrachtet hatte. Diese merkwürdigen «Geisselzöpfe» lassen somit auf *Bacillus larvae* schliessen.

Die Anwesenheit von Fräulein Baumgartner ermöglichte es Morgenthaler, im Winter 1926/27 Urlaub zu nehmen, um ein Semester bei Professor Filippo Silvestri in Portici bei Neapel Entomologie zu treiben. Im Frühling holte ihn

seine Frau ab; er zeigte ihr die Umgebung Neapels, und auf der Heimreise besuchten sie noch den Bienenforscher Philippe Baldensperger in Nizza.

Nicht nur von Bakterien und Protozoen wurden die Bienen gequält, sondern auch von Milben. Ihnen hat Morgenthaler seine Hauptarbeit gewidmet; er hat die Entwicklung der Milbenfrage von Anfang an miterlebt und mitgestaltet.

Auf der Insel Wight am Südrande Englands brach eine Krankheit aus, die in kurzer Zeit ganze Gegenden bienenleer machte. John Rennie, Professor der Zoologie in Edinburg, entdeckte 1920 in den Luftröhren der befallenen Bienen ein lebhaftes Zappeln und Strampeln. Ein Gliedertier, eine Milbe, hatte dort Wohnsitz genommen. Sie nährte sich von Bienenblut und legte Eier, aus denen frische Milben schlüpften und mit ihren Beinen andere Bienen bekrochen. Ein Schrecken ging durch die Imkerwelt. Noch schien die Tracheenmilbe nicht zu uns vorgedrungen zu sein. Graf Hermann Vitzthum, ein bekannter deutscher Milbenfachmann, hielt die Nachricht zunächst für Unsinn.

Durch einen Zufall entdeckte Morgenthaler, dass auch unsere Bienen von Milben bewohnt waren. «Im Februar 1922 untersuchte ich aus lauter Neugier den Wintertotenfall der acht Völker unseres Anstaltsbienenstandes. Ich wollte sehen, was für Kleingetier sich auf solchen Bienen ansammle. Die Zahl der toten Bienen war überall völlig normal. Ich übergoss die Proben einzeln in einem Glaskolben mit einer Flüssigkeit, schüttelte sie tüchtig, filtrierte dann durch Papier und untersuchte den Filterrückstand unter dem Mikroskop. Zu meiner grössten Überraschung fand ich in 4 von den 8 Proben eine winzige Milbe, die ich nicht von der aus Schottland als Seuchenerreger beschriebenen *Acarapiswoodi* unterscheiden konnte.» John Rennie, dem er Präparate schickte, bestätigte die Bestimmung, ebenso Graf Hermann Vitzthum, der hierdurch veranlasst wurde, sich näher mit den Bienenmilben zu befassen. Es zeigte sich, dass durch dieses Schüttelverfahren die Milbe in fast allen gesunden Völkern aus der ganzen Schweiz nachgewiesen werden konnte. Deshalb schrieb Morgenthaler in der Bienenzeitung vom April 1922, wir brauchten wohl die Milbenkrankheit nicht zu fürchten, weil unsere Bienen sich bereits an den Erreger gewöhnt hätten. Er zog die Parallele zu *Nosema apis*. Dieser Parasit hatte ebenfalls nach seiner Entdeckung durch Zander die Imker beunruhigt, bis sich herausstellte, dass er auch in gesunden Völkern weit verbreitet war.

Der Milbennachweis in gesunden Völkern aber fand eine ganz andere, unerwartete Erklärung. «Trotz angestrengter Suche gelang es uns nie, die nach dem oben beschriebenen Verfahren gefundenen *Acarapis*-Milben in den Tra-



Die zehn Kinder des Ehepaars Morgenthaler-Zürcher um 1867.

Obere Reihe: Elise, Marianne, Johannes und Niklaus.

Untere Reihe: Rosette, Marie, Anna Barbara, Margarita, Anna und Friedrich.

Marianne starb 1888.

Dieselben Geschwister um 1912.

Obere Reihe: Niklaus, Marie, Johannes, Rosette und Friedrich.

Untere Reihe: Anna, Elise, Margarita und Anna Barbara.

Vor Friedrichs Tierarztpraxis in Herzogenbuchsee.



cheen nachzuweisen. Sie mussten sich an einer andern Stelle entwickeln.» Es handelte sich gar nicht um die Tracheenmilbe, sondern um eine überaus ähnliche, jedoch harmlose äusserliche Art. Auf Rat Silvestris verglich Morgenthaler die Arten sorgfältig und fand, dass sich die harmlose von der gefährlichen nach der Beinlänge unterscheiden liess, wenn man viele Exemplare mass. Morrison in Schottland entdeckte einen Milbenbrutplatz in der Rückengrube der Biene, Homann in Marburg einen am Hals, noch später Hans Schneider im Liebefeld verschiedene Brutplätze am Bienenhinterleib. Otto Morgenthaler unterschied nach und nach vier nahe verwandte Milbenarten, die ihre Brutplätze nie vertauschen, ähnlich wie die menschliche Kopflaus nie an den Körper geht und die Kleiderlaus nie an den Kopf, obschon sie ganz ähnlich aussehen. Er taufte die Halsmilbe *Acarapis externus*, die Rückenmilbe *Acarapis dorsalis* und die Hinterleibmilbe *Acarapis vagans*.

Bald wurde die gefährliche Tracheenmilbe auch in der Schweiz nachgewiesen. Ein Handelshaus in Genf hatte 1921 rund 100 Völker und Schwärme aus dem französischen Departement Calvados gegenüber der Insel Wight bezogen und in der Schweiz weiterverkauft. Wo sie hingeliefert wurden, tauchte später die Milbenkrankheit auf. Das Geschäft teilte bereitwillig die Anschriften aller Bezüger mit. Einige Imker antworteten, die Völker seien bald abgestorben, und seither habe sich nichts Verdächtiges gezeigt. An zwölf Orten aber konnte die Milbe festgestellt werden.

1925 erfasste Morgenthaler den ersten Fall von Milbenseuche im Kandertal. Eine Überprüfung ergab sogleich 15 weitere kranke Stände, die durch Handel unter sich verbunden waren. Von den kranken Völkern waren einige am Absterben. Sie zeigten 50 bis 100% befallene Bienen. Andere Stöcke jedoch hatten nur 10 bis 20% Milbenbefall und erschienen stark. Vermutlich ging die Milbe auf alte Einkäufe von Italiener oder Krainer Bienen zurück. Dann hätte die Milbe schon 30 oder 40 Jahre im Tale gehaust, ohne verheerend zu wirken.

Morgenthaler erkannte, dass natürliche Widerstände gegen eine rasche Ausbreitung der Seuche vorhanden sind, so dass sie als schleichende Krankheit lange verborgen bleibt. Ein Milbenweibchen legt im ganzen nur 4 bis 6 Eier, und es dauert rund drei Wochen, bis eine neue Generation entsteht. Da die Bienen im Sommer nur vier bis sechs Wochen leben, muss sich die Milbe beeilen, wenn sie ihre Brut in dem kurzlebigen Wirt zur Reife bringen will. Sie befällt daher nur ganz junge Bienen und verschont die älteren, wie man im Liebefeld fand. Der langsamem Milbenvermehrung steht die Fruchtbarkeit der

Bienenkönigin gegenüber, die bis 2000 Eier im Tag legt. Die ausschlüpfenden Bienen sind zunächst stets gesund. So kann es jahrelang dauern, bis in einem befallenen Volk die Milbe überhandnimmt. Aber nie ist bewiesen worden, dass *Acarapis woodi* auf die Dauer harmlos bleibt; die schleichende Form kann jederzeit in die verderbliche umschlagen. Daher dürfe man sich nach einem Milbenfall mit dem Bescheid, «seither habe sich nichts Verdächtiges gezeigt», nicht ohne Nachprüfung der Nachbarstöcke zufrieden geben. Morgenthaler warnte davor, die Milbengefahr zu verharmlosen.

Dem Kampf gegen die Ausbreitung der Tracheenmilbe galt daher seine Hauptsorte. Auf einer grossen Karte wurden alle Milbenherde eingetragen. Die Schweiz hatte besonders im Westen ausgedehnte Milbengebiete. Grosses Landesteile aber waren noch verschont. Auch in Norddeutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, in ganz Nordamerika und Australien konnte man *Acarapis woodi* nicht finden. Ein Warnruf in Australien, die Krankheit sei mit Bienen aus Kalifornien eingeschleppt worden, erwies sich als falsch, da es sich nur um Aussenmilben handelte.

Durch Massenuntersuchungen wurden im Liebefeld die Wohngebiete der Milbe ermittelt und ihre Weiterverbreitung aufgehalten. Wenn man eine Biene auf Tracheenmilben prüfen wollte, versetzte man den vorderen, das erste Tracheenpaar enthaltenden Teil ihres Bruststückes mit Milchsäure. Unter dem Präpariermikroskop wurden mit Nadel und Pinzette die Tracheen herausgeholt und auf Milben durchmustert. Ein geübter Beobachter konnte 50 Bienen in der Stunde untersuchen. Zwei Helfer wurden bleibend herangezogen, Armin Brügger und Hans Schneider, die sich zu Milbenspezialisten entwickelten.

Zur Behandlung kranker Völker wurde das Frowsche Mittel oder das Wintergrünöl angewendet. R. W. Frow, Stationsvorstand auf dem Bahnhof des Dörfchens Wickenby bei Lincoln, hatte seit 1918 Bienenzucht getrieben und 1928 als erster ein chemisches Mittel angegeben, das als Dampf die im Innern des Wirtes geschützten Parasiten erreichte. In den Luftröhren unbehandelter Bienen sah man die Milben strampeln; in denen behandelter war alles bewegungslos und abgestorben. Deshalb empfahl die Bienenabteilung Liebefeld die Frow-Behandlung.

Bruder Adam, ein geborener Württemberger, der durch Jahrzehnte die Bienenzucht der Benediktiner-Abtei in Buckfast in der Grafschaft Devon in Südwestengland betreute, konnte durch Kreuzung einen widerstandsfähigen, milbenfesten Bienenstamm züchten. Wenn man aber versuchte, Buckfast-

Königinnen schweizerischen Milbenvölkern zuzusetzen, wurden deren Nachkommen nicht weniger stark befallen.

Die milbenkranken Bienen sterben im Frühling, weil sie flugunfähig werden. Dadurch finden sie den Heimweg nicht mehr, erfrieren und verhungern. Wenn man sie aufliest und ernährt, leben sie weiter. Nicht Atemnot oder Gift kann daher an ihrem Tode schuld sein. Warum sie flugunfähig werden, entdeckte Hans Schneider im Liebefeld 1938. Im Winter wandern die Milben aus den Luftröhren aus und brüten an den Flügelwurzeln, wobei sie die Gelenke beschädigen und die Flügel sogar oft zum Abfallen bringen. Krabblerbienen und verlorene Flügel im Frühling legen den Verdacht auf Milbenkrankheit nahe.

1928 trat Fräulein Dr. Anna Maurizio in die milchwirtschaftliche Abteilung im Liebefeld ein. Sie untersuchte zunächst einen schädlichen Pilz des Emmentaler Käses, dann zwei Schimmelpilze *Pericystis alvei* und *Pericystis apis*, wovon der eine die Pollenzellen besiedelt, während der andere die Bienenlarven befällt und die Kalkbrut verursacht. Sie unterschied bei *Pericystis apis* zwei verschiedene Formen und stellte fest, dass der Pilz aus jeder gesunden Bienenlarve und besonders aus jeder Drohnenlarve herausgezüchtet werden konnte, während der Krankheitsausbruch selten war. 1930 trat Fräulein Dr. Maurizio ganz in die Bienenabteilung über und blieb an ihr bis 1965.

Es kommt vor, dass Bienen durch die Pollen einer bestimmten Trachtpflanze vergiftet werden und an dieser «Maikrankheit» massenhaft sterben. Wenn man den Honig mit Wasser verdünnt und zentrifugiert, erhält man einen Niederschlag, worin sich die Pollenkörner im Mikroskop erkennen lassen. Sobald jemand Bescheid darüber wusste, welche Pollenform von welcher Pflanze stammte, konnte die gefährliche Trachtpflanze angegeben werden. In der Pollenbestimmung gewann Fräulein Dr. Maurizio Meisterschaft. Ihre Kenntnis erwies sich zugleich als Schutz für die schweizerische Imkerei. Billige Auslandhonige, die oft als Schweizer Erzeugnisse angeschrieben waren, überschwemmten den Markt. Erschien nun ein Honig verdächtig, so konnte Fräulein Dr. Maurizio eine Verfälschung mit Überseehonig sofort feststellen. Es wurden ihr daher ständig Honigproben geschickt.

Ein Besucher ihres Laboratoriums schilderte ihr Reich so: «Schränke voll Honiggläser, vom Boden bis zur Decke, in allen Sorten vom fast reinen Weiss bis zum schwärzlichen Waldhonig, aus allen Gebieten der Schweiz und vielen Ländern der ganzen Welt.» Dem Imker konnte sie den Wert seiner Trachtpflanzen angeben. Oft wird eine Pflanze überschätzt, so die Linde, und eine

andere übersehen, so das Vergissmeinnicht. Mehrmals entdeckte sie die Ursache zu Massensterben im giftigen Pollen bestimmter Hahnenfussarten oder der Rosskastanie. Die Bettlacher-Maikrankheit von 1941 war durch Hahnenfusspollen verursacht.

1930 trat auch Werner Fyg der Bienenabteilung bei. Er hatte ohne Abschluss Zoologie studiert und betrieb in Thun ein Geschäft für mikroskopische Präparate. Dankbar folgte er Morgenthalers Angebot, eine Stelle im Liebefeld anzunehmen. Die kranke Bienenkönigin gewann in ihm ihren Leibarzt. In 30 Jahren erhielt er an die 5000 Bienenköniginnen zur Untersuchung und konnte gegen 70 verschiedene Missbildungen und Krankheiten beobachten. Meist waren die Königinnen schon tot, aber nicht immer. So schickte ein Imker seine beste Zuchtmutter «Luise» ein, die er bei der Stockdurchsicht zwischen zwei Rähmchen gequetscht habe und die seither nicht mehr lege. Herr Fyg sah im Mikroskop, dass der Panzer des Hinterleibes an einer Stelle eingedrückt war. Vorsichtig bog er am eingeschlaferten Tier die Stelle wieder empor und stellte «Luise» dem Besitzer zurück, worauf sie mit Eierlegen fortfuhr.

Herr Fyg hat auch die Sackbrut, eine Krankheit der Bienenlarven, erforscht, bei der ein Virus bestimmte innersekretorische Drüsen schädigt. Die Universität Bern hat die Lebensarbeit Werner Fygs mit der Ehrendoktorwürde belohnt.

1932 wurde die Bienenabteilung im Liebefeld unter der Leitung Otto Morgenthalers selbständig. Sie hatte eigene Laboratorien und einen grossen Versuchsbienenstand, den Armin Brügger betreute. Zum Stab gehörten Gertrud Baumgartner, Dr. Ruth Lotmar, Dr. Anna Maurizio, Werner Fyg, Armin Brügger und Hans Schneider. Die Zahl der eingesandten Bienen-, Waben- und Honigproben stieg von 250 im Jahre 1920 auf 10 300 im Jahre 1950. Wissenschaft und Praxis arbeiteten einträchtig zusammen.

Morgenthaler brachte seinen Mitarbeitern starke menschliche Beachtung entgegen. Am Verlauf ihrer Arbeiten nahm er ständig regen Anteil. Immer standen seine Erfahrung und Belesenheit zur Verfügung. Vor allem aber wirkte seine Begeisterungsfähigkeit anregend.

Stets arbeitete er selber wissenschaftlich und griff neue Fragen auf. Als die Bienenbesitzer und Bienenvölker der Schweiz 1931 amtlich gezählt worden waren, verarbeitete er 1936 zusammen mit Werner Fyg die Ergebnisse zu einer farbigen Karte der Bienengeographie. Es gab in der Schweiz über 300 000 Bienenvölker. Da die Zahl der Bienen in einem Volk auf 30 000 geschätzt wird, waren es rund 10 Milliarden Bienen. Die Bienendichte wurde bezirksweise pro

Quadratkilometer der produktiven Bodenfläche berechnet und bei zunehmender Dichte mit um so dunkleren Farbtönen eingetragen. Am meisten Völker werden im Mittelland zwischen dem Bodensee und Bern gehalten.

1938 enttäuschte der Rottannenhonig die Imker, indem er in den Waben kandierte und sich nicht schleudern liess. Morgenthaler gab Verfahren weiter, wie man den zähen Honig aus den Waben bringe, und erwog die Ursache der Plage. Er vermutete, die Schuld trage der Honigbestandteil Melazitose.

Neben Nosema und Milbenkrankheit beschäftigten ihn auch andere Bienenkrankheiten. Ein Darmausstrich einer sauerbrütigen Bienenlarve zeigt — im Unterschied zur Faulbrut — im Mikroskop nicht einen einheitlichen Erreger, sondern ein wechselndes Bild verschiedener Bakterienformen. Nester von rundlichen Organismen (*Bacterium pluton*) und kurze, dünne Stäbchen (*Bacterium eurydice*) waren die kennzeichnenden Sauerbruterreger. Burri glaubte, dass sich *eurydice* in *pluton* verwandle und dass man also nur zwei verschiedene Formen desselben Bakteriums vor sich habe. Andere Forscher betrachteten lange, dicke Stäbchen (*Bacillus alvei*) als Sauerbruterreger.

Morgenthaler erklärte diesen abweichenden Befund dadurch, dass jene Forscher nur Ausstriche aus bereits abgestorbenen Larven prüften. Burri hatte nachgewiesen, dass *Bacterium eurydice* auch in gesunden Bienenlarven und Bienen regelmässig vorkomme. In der frisch erkrankten Larve aber findet sich dieser Symbiont ungeheuer vermehrt. Erst später tauchen lange, dicke Stäbchen auf, werden immer zahlreicher und verdrängen die ursprünglichen Bakterien (*pluton* und *eurydice*).

Es gibt richtige Sauerbrutgegenden. In Deutschland und Österreich fast unbekannt, gehört die Sauerbrut in der Schweiz, in Frankreich, England und den Vereinigten Staaten zu den häufigsten und lästigsten Bienenkrankheiten.

Morgenthaler entwickelte auch allgemeine Gedanken über das Verhältnis der Parasiten zu ihrem Wirt. Häufiger, als man erwartet, besteht zwischen Insekt und Kleinlebewesen ein friedliches Zusammenleben. Dem Mikroorganismus ist im Insektenkörper ein bestimmter Wohnraum angewiesen. Erst durch Störungen des Gleichgewichtes wird er krankheitserregend. Diese Beobachtung gilt für ein Bakterium bei der Sauerbrut (*Bacterium pluton*), für einen Pilz bei der Kalkbrut (*Pericystis apis*) und für ein Urtierchen bei Nosema (*Nosema apis*).

Eine andere Frage betraf die haarlosen schwarzen Bienen. Sie wurden am gründlichsten von Fräulein Dr. Ruth Lotmar untersucht. Die Schwarzsucht

konnte ganz verschiedene Ursachen haben. Eine Form ist erblich bedingt und beruht auf einem Königinnenfehler; diese Bienen schlüpfen bereits unbehaart aus den Zellen und stellen eine Mutation dar. Bei den übrigen Arten der Schwarzsucht geht die Behaarung durch Umwelteinflüsse verloren, sei es durch Bakterienkrankheit oder Vergiftung. Fräulein Dr. Lotmar wies bei den schwarzen Bienen einen Eiweissmangel nach.

Eine sommerliche Waldtracht wird oft gehemmt durch einen starken Leichenfall vor der Flugfront. Man sieht, wie einzelne Bienen von anderen umringt und vom Flugbrett abgedrängt werden, so dass sie zu Boden fallen, wo sie unter heftigem Zittern bald sterben. Diese Waldtrachtkrankheit fällt zeitlich mit der Honigtaubildung der Waldbäume (von Anfang Juni bis Mitte August) zusammen und lässt eine Vergiftung vermuten. Dabei werden gelegentlich schwarze Bienen beobachtet.

Eine Hauptarbeit Morgenthalers betraf «Das jahreszeitliche Auftreten der Bienenseuchen», worin er 1944 seine ganze Erfahrung in dieser Hinsicht niederglegte.

Von 1938 bis 1956 wirkte er nebenher als Lehrer für Bienenkrankheiten an der Veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Bern, anfangs als Privatdozent, seit 1951 als Honorarprofessor.

Die Lehrtätigkeit war ihm lieb. Schon zehn Jahre vorher hatte er sich beim Dekan jener Fakultät vorgestellt, wohlversehen mit Ausweisen, und dargelegt, dass er bereit wäre, den künftigen Tierärzten eine einstündige Vorlesung über Bienenkrankheiten zu halten. Da diese ins Tierseuchengesetz aufgenommen seien, sollten die Tierärzte eine Ahnung davon haben. Aber Professor Johann Ulrich Duerst, ein Fachmann für Rind und Pferd und ihre Abstammung, pfiff ihn an, was ihm einfalle, ob er nicht wisse, wie die Studenten überlastet seien und für so nebensächliche Dinge keine Zeit hätten. Nach dem ersten Schreck überstand Morgenthaler diese Enttäuschung gut, und als später eine Neuordnung erfolgte, erhielt er einen Lehrauftrag.

Von 1936 bis 1945 war er als Nachfolger Fritz Leuenbergers Präsident des Vereins Deutschschweizerischer Bienenfreunde. Dass er das Vertrauen der Züchter besass, kam der Forschungsstätte im Liebefeld zugute, und er vergalt es ihnen mit der Gründung der Nosema-Hilfskasse. 1939 hatte er als Vorsitzender den XII. Internationalen Bienenzuchtkongress in Zürich und Liebefeld zu leiten.

Besondere Verdienste erwarb er sich um die Schweizerische Bienen-Zeitung. Bereits 1930 legte er ein Generalregister der 63 Bände von 1863 bis

1927 vor, das er später um zwei Nachträge für je ein weiteres Jahrzehnt bis 1947 erweiterte. Im Register ordnete er den Stoff nach Fachgebieten wie Ernährung und Fütterung, Überwinterung, Rassenzucht, Kastensysteme. Infolge des Zweiten Weltkrieges war die «Blaue» eine Zeitlang die einzige deutschsprachige Bienenzeitung und rettete das Erbe in eine bessere Zeit hinüber. Morgenthaler war viele Jahre ihr Redaktor bis 1952. Für grössere Monographien gründete er die «Beihefte zur schweizerischen Bienen-Zeitung» und wusste dafür gute Mitarbeiter heranzuziehen. Den Zugang zu diesen Arbeiten erschloss er vielen durch seine ausführlichen und klaren Besprechungen in der Bienen-Zeitung.

So ermunterte er den Mathematiker Dr. A. Linder, der 1945 mit einem Buch über «Statistische Methoden für Naturwissenschaftler, Mediziner und Ingenieure» hervorgetreten war, zu einer Facharbeit «Über das Auswerten zahlenmässiger Angaben in der Bienenkunde» und lieferte ihm die nötigen Unterlagen. Linder konnte berechnen, wie viele Bienen man untersuchen muss, um bei verschiedenen Verseuchungsgraden eines Volkes mindestens eine kranke Biene zu finden. In einem zu 15% befallenen Stock z.B. wird man mit 99% Wahrscheinlichkeit unter 28 Bienen mindestens eine angesteckte antreffen. Die nach ihren Körpermassen unterschiedenen Milbenarten betrachtete Linder als statistisch gesichert. — Im Beiheft 16 legte Dr. Alfred Steiner-Baltzer seine Untersuchungen über den Wärmehaushalt der Wespen und Ameisen dar.

Von 1949 bis 1957 war Morgenthaler Generalsekretär der Internationalen Bienenzüchtervereinigung «Apimondia». Bei seinem Rücktritt verlieh ihm der Österreichische Imkerbund die goldene Weippl-Medaille.

Die Bienenabteilung im Liebefeld hatte Weltruf gewonnen. Ihre Abhandlungen, Jahresberichte, Vorträge und Kurse wirkten in die Weite. Beziehungen zu ausländischen Kollegen und Bieneninstituten wurden gepflegt, Studienaufenthalte im Ausland ermöglicht und umgekehrt Besucher aus der Ferne empfangen. Dr. Friedl Ruttner aus Lunz in Österreich, der 1949 auf einige Wochen kam, nannte Liebefeld «ein Mekka für Bienenforscher». Hugo Gontarski vom Institut für Bienenkunde an der Universität Frankfurt hat einen Bericht darüber verfasst, wie Morgenthaler Praktiker und Wissenschaftler aus der Schweiz, Frankreich und Deutschland im Februar 1950 zu einer Milbenkonferenz nach Basel berief und anschliessend die Gäste ins Liebefeld einlud, wo Fyg an anatomischen Präparaten Anomalien der Königin zeigte, Fräulein Maurizio die Lebensdauer der Bienen in Abhängigkeit von den Pol-

lensorten erläuterte, Fräulein Baumgartner die Geisselzöpfe des *Bacillus larvae* vorwies und Morgenthaler Burris Ergebnisse über den Formwandel des Sauerbruterregers vortrug.

Ein Gast aus der Bretagne, Victor de Pange, schilderte seinen Besuch vom Mai 1948 anschaulich: «Morgenthaler empfängt mich in seinem Büro unter den Bildnissen grosser Bienenforscher. Ich erkenne François Huber ... Dr. Morgenthaler hat sich erhoben und zeigt mir seine Bibliothek. Die neusten Werke in allen Sprachen drängen sich auf den Tablaren. Sein Tisch ist von Zeitschriften überschüttet ... Beim Verlassen seines Büros erblicke ich eine grosse Wandkarte der Schweiz, die mit verschiedenfarbigen Punkten übersät ist. Wie er mir erklärt, ist das die Karte der von Bienenkrankheiten heimgesuchten Gebiete. Sie wird ständig nachgeführt ... In einem dunklen Gang drückt Morgenthaler auf einen Knopf. Ein Pult erleuchtet sich und zeigt Vergrösserungen farbiger mikroskopischer Aufnahmen, auf denen die wichtigsten Bienenkrankheiten abgebildet sind ... Wir betreten das Laboratorium von Fräulein Baumgartner. Hier treffen täglich aus allen Kantonen der Schweiz, ja aus der ganzen Welt angesteckte Waben ein ... Versuchsröhrchen, die mit einem Wattepfropfen verschlossen sind, enthalten auf den Gestellen die Kulturflüssigkeiten. Herr Fyg hat für mich unter einem Binokularmikroskop die Fortpflanzungsorgane einer Königin ausgebreitet ... Ich gelange in ein hell erleuchtetes Zimmer. Es ist das Laboratorium von Fräulein Dr. Maurizio, die die Blütenpollen im Honig und auch die Parasiten der Bienen untersucht. Wir steigen in den Garten hinunter. Der Versuchsbienenstand weist eine in der Schweiz übliche Bauweise auf. Im Innern ist ein Angestellter tätig. Man bereitet eine Demonstration für eine Schulklasse vor, die am Nachmittag erwartet wird.»

Im Herbst 1951 trat Morgenthaler im Liebefeld zurück und setzte seine Tätigkeit zu Hause im Talbrünnli fort.

Arbeit um Arbeit entstand. 1954 gab er «Die Biene» von Fritz Leuenberger in dritter Auflage heraus. Mit über 60 Jahren hatte Leuenberger sich dem Mikroskop zugewandt, nach und nach die einzelnen Organe der Biene ergründet und die Abhandlungen darüber zu diesem Buche vereinigt. Seit 1946 war die zweite Auflage vergriffen. Sorgsam hatte Morgenthaler den Text kaum angetastet und durch Nachträge das Buch dennoch auf den neuesten Stand gebracht. 1966 konnte Morgenthalers Übersetzung von Bruder Adams Buch «Auf der Suche nach den besten Bienenstämmen» erscheinen. Darin war eine einmalige Kenntnis der verschiedenen Bienenrassen niedergelegt. Mit 80 Jah-

ren verfasste Morgenthaler einen grossen zusammenfassenden Bericht über die Krankheiten der Bienen. Er erschien französisch (*Les maladies infectueuses des ouvrières*) im vierten Band einer fünfbändigen Gesamtdarstellung «*Traite de biologie de l'abeille*» von Rémy Chauvin, Paris 1968.

Im Garten betreute Morgenthaler seinen eigenen Bienenstand; 1967 erworb er eine elektrische Honigschleuder. Sein Geburtsjahr 1886 war für die Bienenforschung ein guter Jahrgang. Die Professoren Ludwig Armbruster, Herausgeber des Archivs für Bienenkunde, die Bienenpathologen Alfred Bordiert und Otto Morgenthaler, dann Karl von Frisch, der Entdecker der Bienen-tanzsprache, konnten im Herbst 1971 rüstig ihre 85. Geburtstage feiern. Auch die Redaktorin der französischen Bienenzeitung, Philippe Baldenspergers Tochter Nora, wurde damals 85jährig. 1972 ernannte die Schweizerische Entomologische Gesellschaft Otto Morgenthaler zu ihrem Ehrenmitglied.

In seiner Lebensarbeit spielte die schriftstellerische Begabung, die ihm wie seinen Brüdern in die Wiege gelegt war, eine wesentliche Rolle. Er verstand es, eine Frage packend vorzulegen und überzeugend abzuhandeln. Es würde sich lohnen, seine verstreuten Abhandlungen in einem Band zusammenzufassen, weil sie anregend und von hoher Warte aus geschrieben sind, immer mit der Kenntnis des bisherigen Schrifttums und mit Ansatzpunkten zu weiterer Forschung. Er formulierte vorsichtig und stellte Fragen. Zu rechter Zeit schaltete sich ein Zitat ein. Er verteidigte den Erfahrungsschatz der wissenschaftlichen Bienenkunde gegen unsachliche Behauptungen.

Bienenstand und Bücherweisheit waren ihm gleich wichtig. In dem, was sich überlieferungslos gebärdete, konnte er keinen Fortschritt sehen. Mit Vorliebe las er in alten Bienenzeitungen und war oft erstaunt über die darin verborgenen Schätze. Besonders aber hielt er Einkehr bei den Klassikern der Wissenschaft. Mit Verehrung sprach er von Louis Pasteur, von François Huber, dessen Werk über Bienenbeobachtungen ihm stets als Fundgrube und Vorbild wissenschaftlicher Arbeits- und Darstellungsweise galt. «Es gibt kein besseres Mittel, sich ein eigenes kritisches Urteil zu verschaffen, als wenn wir unsere Vorfahren begleiten auf den Wegen, die sie zu ihren Erfolgen — und Misserfolgen — geführt haben.» In seinen Abhandlungen waltet der geschichtliche Sinn, der den Anschluss an das Vorhandene sucht und die Arbeit aus dem Baum der bisherigen Kenntnisse herauswachsen lässt.

So wusste er auch das Werk seines Freundes Melchior Sooder (1885 bis 1955) besonders zu schätzen, der 1952 in seinem Buch «*Bienen und Bienenhalten in der Schweiz*» diesen Gegenstand von der geschichtlichen und volks-

kundlichen Seite her darstellte. Morgenthaler freute sich, «dass uns der Dorf- schullehrer aus Rohrbach ein Buch schenkt, welches jedem grossen Gelehrten zur Ehre gereichen würde».

Was Morgenthaler von jeher auszeichnete, war der Mut zum eigenen Ur- teil. «Bei einem Meinungsstreit hat nicht immer jener recht, der den Doktor- und Professortitel trägt», sagte er einmal. Die Neigung, sich für den ungerecht Behandelten einzusetzen, begleitete ihn. Unentwegt kämpfte er für Jonas Fränkel, den besten Freund des Dichters Carl Spitteler, als ihm widerrechtlich der Zutritt zu Spittelers literarischem Nachlass verwehrt wurde.

Im August 1937 besuchten tschechische Imker die Schweiz und forderten Morgenthaler zu einem Gegenbesuch auf. Ein Jahr darauf folgte er der Ein- ladung und lernte eine hochentwickelte Kultur und Bienenzucht kennen. Bald darauf verlangte Hitler die Abtretung der tschechischen Randgebiete an das Deutsche Reich, und die Staatsmänner gaben ihm Ende September in München nach. Im Bericht «Eine Bienenreise durch die Tschechoslowakei» scheute sich Morgenthaler nicht, das Münchner Abkommen als «menschenunwürdige plötzliche Gewaltlösung» zu brandmarken und seiner Gewissheit Ausdruck zu geben, «dass ein solches Volk auch die jetzige furchtbare Katastrophe über- stehen werde». Dies rief einen Sturm der Entrüstung bei deutschen Imkern hervor, die nicht ahnten, welches Unheil beim Weiterschreiten auf diesem Wege Europa bevorstand.

Als einmal ein jüngerer Freund klagte, dass er dort, wo er angestellt sei, zuwenig Verantwortung trage, tröstete ihn Otto Morgenthaler: «Ich war eigentlich mein Leben lang Assistent; in den spätem Jahren wurde ich zum Adjunkten ‚befördert‘. Ein ‚ad‘ war also lebenslang dabei. Aber ich kann Ihnen versichern, dass ich nie im geringsten unter dieser Einreihung gelitten habe. Ich hatte Freude an meiner Arbeit und war froh, dass ich nicht zu sehr davon abgelenkt wurde.»

5. Kunstmaler Ernst Morgenthaler

«Zwischen den sanften oberaargauischen Hügeln, im Schmucke seiner Härdöpfeläcker, durch die sich das klare Wasser der Langeten schlängelt» — so hat Ernst Morgenthaler das Dörfchen Kleindietwil beschrieben, wo er am 11. Dezember 1887 geboren wurde. Er berichtet vom Groppen- und Krebse- fangen, vom Beerensuchen im Hunzenwald und vom kleinen Laden der Mut-

ter, wo die Täfelibüchse zu verbotenen Griffen lockte. Wenn die Geschwister sich stritten, gab die Mutter dem ältesten Bruder Walter eins hinter die Ohren; der konnte dann die Strafe weiterleiten.

An Sonntagen und in längeren Aufenthalten erlebte Ernst den Bauernhof der Grosseltern im Möсли. Dort ging es noch zu nach alter Väter Sitte. Auf dem Tisch erschienen die grossen Schüsseln mit Milch und mit Rösti; jeder nahm hinter seinem Platz den Löffel von der Wand und ass unmittelbar aus den Schüsseln. Die Knechte erzählten Gespenstergeschichten. «Oh, wie war es mir entsetzlich, wenn ich zum Schlafengehen hinaus musste in die Nacht, zur Treppe, die aussen am Haus ins obere Stockwerk führte! Um keinen Preis hätte ich den Weg allein gemacht.»

Freude hatte er an der Musik. Ein Photograph in einem Nachbardorf gab ihm die ersten Geigenstunden.

Die zehn Jahre der Kindheit in Kleindietwil gingen einer schweren Zeit der Enttäuschungen und Verwicklungen voran und wurden ihm zu einem versunkenen Paradiese.

1897 erfolgte die Übersiedlung nach Bern, und plötzlich war nichts mehr recht an ihm. Die Gefährten spotteten über die halblangen Hosen. «Die ganze Schulzeit wurde ein Alpdruck für mich. Meine Brüder waren vor mir bei denselben Lehrern gewesen — jetzt hörte ich jede Woche einmal, wie merkwürdig es sei, dass eine Familie, die so intelligente Schüler hervorgebracht, nun noch so etwas liefere wie mich.» Sein Selbstvertrauen wurde gebrochen.

Auch der Unterweisungspfarrer fand keinen Zugang zu ihm. Frühe trübe Erfahrung bewegte Ernst zu dem Ausspruch, Freundschaft könne man nur mit Tieren haben. Der Pfarrer gab ihn der Lächerlichkeit preis, und als Ernst hierauf die Unterweisung schwänzte, beschwerte er sich zu Hause. «Die Mutter, unbeholfen, wollte ihr Kind verteidigen, der Ernsti sei zu rasch gewachsen, er blute so viel aus der Nase und fühle sich oft müd. Das löste nur einen Schwall von Spott und Hohn aus, und der ‚müde Ernsti‘ war in den folgenden Unterweisungsstunden, die ich meiner Mutter zuliebe wieder besuchte, einem neuen, zügigen Schlagwort ausgesetzt.» Bei der Konfirmation — am 5. April 1903 — stand er wie vor einem zerbrochenen Spielzeug vor den Trümmern seines kindlichen Glaubens.

Abgesehen vom Turnen, war Deutsch das einzige Fach, das er liebte. Der Lehrer führte die Schüler hie und da ins Kunstmuseum, das dem Gymnasium schräg gegenüberlag. Dort betrachteten sie jedesmal nur ein einziges Bild, und der Lehrer erzählte von dem Künstler. «Wenn ich heute, nach einem Men-

schenalter, ins Museum komme, erkenne ich noch jedes Bild, das wir so gemeinsam betrachtet haben», schrieb Morgenthaler.

Im Vaterhaus hingen schlechte Bildwiedergaben der Toteninsel und des heiligen Hains von Arnold Böcklin und des Triptychons von Giovanni Segantini. Sie beschäftigten seine Phantasie. Auch für Musik war er empfänglich. Von Richard Wagners «Walküre» war er tagelang hingerissen.

Aber niemand nahm bei ihm eine Begabung wahr. Im Zeichnungsunterricht sollte eine Gipskugel schattiert, ein Kleeblatt angefärbelt werden. Unter dem Blatt verbarg er einen zweiten Bogen, den er mit Karikaturen und Fabeltieren füllte. 1906 durchlief er die Maturitätsprüfung. Doch er hatte keine Ahnung, was er werden sollte. Er klammerte sich an Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit und durchsetzte das Büchlein mit dicken Bleistiftstrichen.

Da Ernst den Vorschlag, Jurist zu werden, abwies, dachte der Vater an eine kaufmännische Laufbahn. Der Sohn eines Bekannten von ihm hatte sich für die Seidenherstellung ausgebildet und einen Posten in Japan erlangt. Das Zauberwort «Japan» verlockte den Unschlüssigen. Vor dem Besuch der Seidenwebschule war eine praktische Lehrzeit erforderlich, die er in einer Berner Seidensspinnerei zubrachte. Immer wieder schaute er aus dem Maschinensaal in den Fabrikhof hinunter, wo der Schatten eines Baumes viel zu langsam weiterrückte. Aber er hielt durch und trat in die Seidenwebschule in Zürich ein, wo er zwei Jahre lang dasselbe bedrückte Dasein führte. Als die Mutter starb, erlebte er die Preisgegebenheit seiner selbst als unbegreifliches Schicksal.

Die Rekrutenschule, in die er im Juli 1907 in Bern einrückte, empfand er als eine Wohltat. Er war ein begeisterter Soldat und endlich so tüchtig wie die andern. Ein Bettgenosse, mit dem er sich ausgezeichnet verstanden hatte, erschoss sich am letzten Dienstag. «Von jetzt an war der Selbstmord eine viel-erwogene Möglichkeit, der Misere zu entrinnen ... Ein Gefühl gänzlicher Ausgelöschtetheit und tiefer Trauer wechselte mit gröszenwahnsinnigen Vorstellungen, die sich auf rein nichts stützen konnten.»

1908 bestand er die Offiziersschule. Dann aber sass er wieder als Tintenknecht auf einem hohen Bürostuhl in der Seidenfabrik von Thalwil. Die Zahlen im Kontobuch gingen ihn nichts an. In der Freizeit zeichnete er sich selber mit gepflockten Händen und Füßen. Als er in der Zeitung las, am Uetliberg sei ein Mann erfroren, beschäftigte ihn das wochenlang. Er zeichnete den Toten unter einer verschneiten Tanne und schrieb darunter in grimmigem Hohn den Spruch von der gnadenbringenden Weihnachtszeit. «Ich führte ein seltsames

Doppelleben. Tagsüber ein müder, apathischer, seiner Untüchtigkeit wegen mit Recht von allen verachteter Bürolist, erwachte ich abends, wenn ich mit mir und meinen Zeichnungen alleine war, zu intensivstem Leben.»

Von Zeit zu Zeit eröffnete er seinem Vater, er sei am falschen Ort. Aber was er denn wollte, wusste er nicht, bis er eines Tages erklärte, er möchte jetzt Musiker werden. Sein gütiger Vorgesetzter, dessen Frau Sängerin war, hatte ihn zu sich eingeladen. Dahin kam Morgenthaler öfter, und die Sängerin fühlte, dass ein Künstler in ihm stecke, dachte dabei aber nur an die Musik. Das Tagebuch des Vaters meldet:

- | | |
|--------------------|---|
| 19. September 1910 | Ernst nach Thalwil, wo er sich von nun an der Musik widmen will. |
| Januar 1911 | Ernst nach Thalwil. Neue Violine gekauft für 380 Fr. |
| Januar 1913 | Ernst nach Zürich. |
| 26. Januar 1913 | Beratung über Ernsts Zukunft mit Maler Stiefel bei Familie Schwab, Kilchberg. |

Was war geschehen? Auf jener Schülergeige hatte Ernst vor und nach der Büroarbeit unentwegt geübt und daneben Klavier spielen gelernt. Aber: «Die ganze Musiziererei hatte sich nach Jahr und Tag nur als ein neuer Umweg erwiesen, ich war im Grund schon damals Maler und nie Musiker.» Er hatte nie aufgehört zu zeichnen. Ab und zu erschien nun ein Blatt im Nebelpalter. Als eine sozialistische Zeitschrift gegründet wurde, entwarf er die Titelseite. Zwei Arbeitslose sitzen auf einer Wiese, auf die ein auf einer Kugel heranschwebendes Mädchen dicke gelbe Blumen streut. Der Text dazu lautete: «Brot wär' uns lieber als deine Butterblumen!» Die Schriftleitung ernannte ihn zum ständigen Mitarbeiter; doch das Unternehmen verkrachte noch im selben Monat. «Aber solches konnte mich nimmermehr entmutigen. Die Augen waren mir jetzt endlich aufgegangen.»

Was ihm bisher nur Trost geboten hatte, wurde jetzt als Berufung erkannt. Da er im Hause seines Vorgesetzten Eduard Stiefel kennenernte, den Zeichenlehrer der Zürcher Kunstgewerbeschule, nahm er bei ihm Malstunden. Die Stelle in Thalwil gab er nach vier Jahren auf; der Traum von Japan war zu Ende.

Als er in Zürich dem Berliner Porträtiisten Burger begegnete, kümmerte es ihn wenig, wer dieser Herr sei. Wichtig war ihm, wegzukommen und neu zu beginnen. Dazu schien ihm das Angebot, in eine Berliner Malschule einzutre-

ten, eben recht. Am 5. Februar 1913 reiste er über München nach Berlin; es war seine erste Fahrt ins Ausland. Der Vater daheim tröstete sich mit der Aussicht, Ernst könnte sein Brot einmal als Zeichnungslehrer verdienen. Fritz Burgers Malschule erwies sich als Posse. Einige reiche Amerikanermädchen waren dort versammelt und malten einen Mann, der mit dem Schwung des Hodlerschen Jenenser Studenten Modell stand. Ernst wurde auch dazu verwendet, die Fensterläden in Burgers Villa grün anzustreichen. Nüchtern beobachtete er die Vorkriegsbegeisterung.

Am 4. Juli 1913 kam er aus Berlin heim und besuchte, dem Wunsch des Vaters folgend, die Zürcher Kunstgewerbeschule. Doch fühlte er sich dort nicht verstanden. Das väterliche Tagebuch berichtet weiter:

15. Februar 1914	Kunstmaler Stiefel beklagt sich über Ernst.
4. Juni 1914	Ernst aus Zürich heimgezügelt.
24. August	1914 Ernst nach Oschwand.

Damit war Ernst Morgenthaler an der Lebenswende angelangt. Von einer Amiet-Ausstellung im Zürcher Kunsthaus bewogen, wollte er den Maler kennenlernen. Ein glücklicher Umstand kam ihm zu Hilfe. Sein Onkel Fritz Morgenthaler, der Tierarzt in Herzogenbuchsee, war mit einer Wirtstochter von Hellsau verheiratet, Cuno Amiet mit deren Schwester. Vor 16 Jahren hatte Amiet den Tierarzt auf einem Berufsgang begleitet und sich dabei entschlossen, auf der Oschwand Wohnsitz zu nehmen. Nun sollte derselbe Tierarzt seinen Neffen dort einführen. Er tat es mit schwerem Herzen, weil er auf eine Ablehnung gefasst war. Aber es kam anders. Nachdem der Neffe sein mitgebrachtes Mäppchen vorgewiesen hatte, lud Amiet ihn herzlich ein, als sein Schüler auf die Oschwand zu kommen, und ebenso herzlich nahm der 27jährige das Angebot an. «Von da an galt mein Leben der Malerei.»

Er bezog ein Zimmer in der Post nebenan und konnte nun täglich mit Amiet verkehren. «Zum erstenmal sah ich einen Menschen, der in restloser Hingabe eine Arbeit um ihrer selbst willen tat.» Man konnte also als Künstler leben. Früher hatte Morgenthaler gemeint, Bilder müssten eine Geschichte erzählen. Jetzt sah er einen Maler, der Apfelbäume, Bauernhäuser und Äcker malte und dem diese längst vertrauten Dinge jeden Tag neu waren, als sähe er sie zum erstenmal. «Strychet doch Gälb häre, wo dr Gälb gseht, i mache's ou nid anders», riet der Lehrer dem grüblerischen Schüler. «Uf ds Ganze luege!», war seine tägliche Predigt. — «Das Karikieren trat in den Hintergrund, die

Schönheit einer Blume, eines Baumes, einer Wolke erschien mir plötzlich viel wichtiger als die krummen und schiefen Gestalten, die meine Phantasie bis dahin beschäftigt hatten.»

Ein Jahr später trat Morgenthaler in München in die bekannte Malschule des Professors Knirr ein. Darin behagte es ihm weniger. Einmal sprach er beim Maler und Karikaturisten Thomas Theodor Heine vor und zeigte ihm einige Zeichnungen. Es beeindruckte ihn, als Heine ihn davor warnte, sich der Witzblattzeichnerei hinzugeben, weil sie einem den Weg zur echten Kunst verbaue.

Morgenthaler erinnerte sich eines Malers, der eines Tages auf der Oschwand erschienen war und Amiet abstrakte Zeichnungen vorgelegt hatte, und er suchte ihn jetzt in München auf. Es war der damals noch kaum beachtete Paul Klee. Dieser schaute Morgenthals Blätter lange an und meinte dann: «Man weiss eigentlich nicht, sind Sie ein Maler oder ein Dichter.» Wohl stellte Morgenthaler die Wirklichkeit dar; aber er geriet darüber ins Träumen. «Jeden Sonntagvormittag kam Klee nun zu mir, und diese Stunden bedeuteten für mich eine Fülle von Anregungen, die wohl das Wertvollste meiner Münchner Zeit ausmachten.» Manchen Abend verbrachte er auch in Klees kleiner Wohnung und hörte zu, wie dieser auf der Geige Sonaten von Mozart und Bach spielte.

Als Klee später plötzlich berühmt und das Haupt einer Richtung wurde, wollte er Morgenthaler zur ungegenständlichen Kunst bekehren: «Heute handelt es sich darum, mit der Zeit zu gehen.» Darüber äusserte sich Morgenthaler später: «Ar hätti grad so guet zumene Öpfelboum chönne säge: Vom nächschte Herbscht a treit me de Banane, verschtande!» — «Eines hatte ich als Autodidakt schon früh begriffen: dass es in der Kunst einzig und allein darauf ankommt, sich selbst zu sein.»

Am 10. Juni 1916 wurde Vater Morgenthaler durch einen Expressbrief aus München überrascht. Darin zeigte der Sohn seine Verlobung an. Im August stellte er die Braut, die er schon auf der Oschwand kennengelernt hatte, daheim vor, und im September war die Hochzeit. Sasha von Sinner, geboren 1893, Malschülerin Amiets und Klees, stammte aus bernischem Schultheissengeschlecht. Sie wurde Mutter der Kinder Niklaus, Fritz und Barbara. Gläis wurde Architekt, Fritz Psychiater, Barbara Gattin eines Engländers Cameron in Australien.

Durch die Mutterpflichten trat bei Sasha Morgenthaler das Malen in den Hintergrund. Für ihre Kinder begann sie Tiere und später Puppen zu basteln. Sie gerieten ihr so hübsch, dass sie bald auch für Patenkinder und Freunde und 1939 für den Modepavillon der Landesausstellung Puppen schuf. Im Krieg

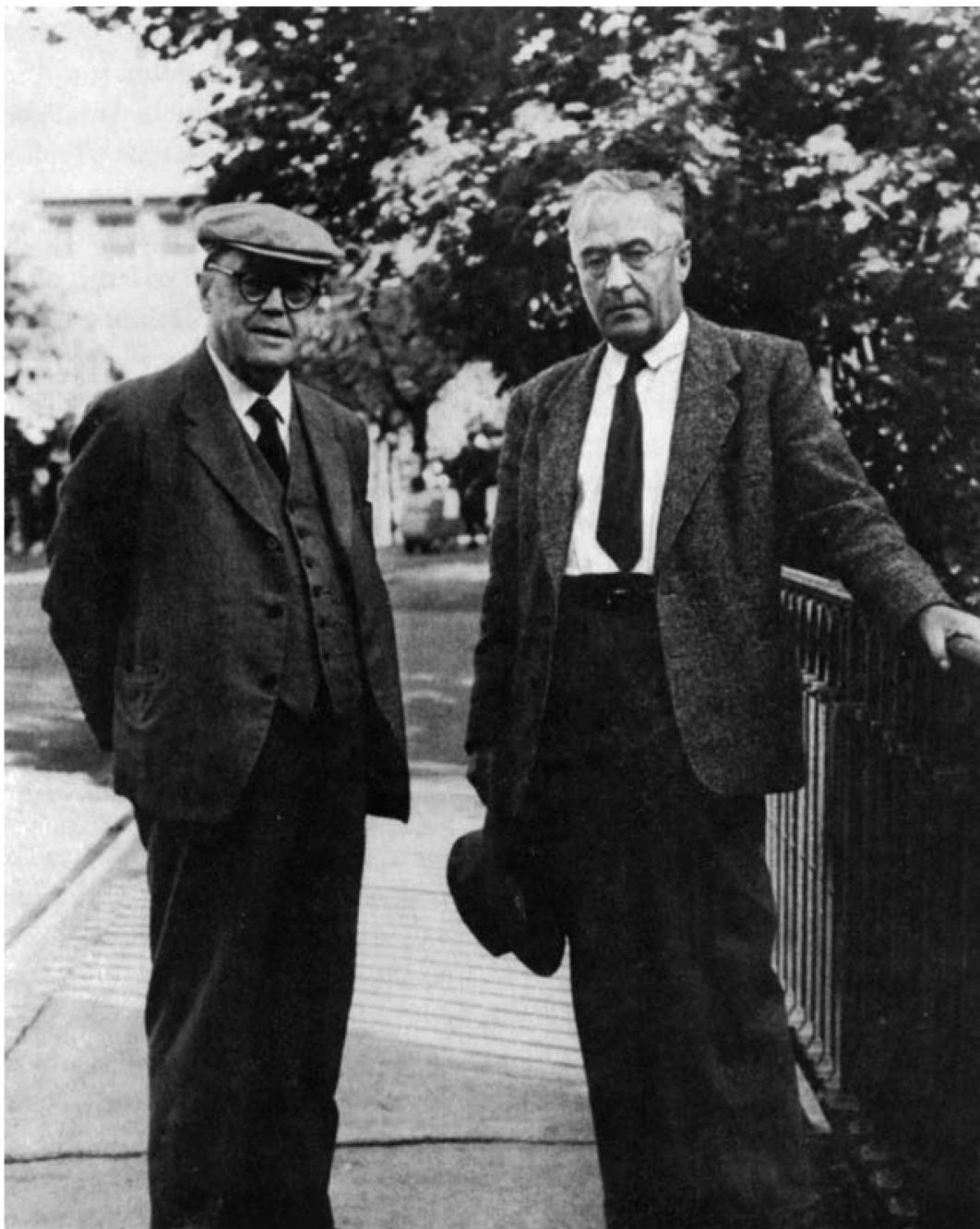
meldete sie sich zum zivilen Frauenhilfsdienst und lernte bei den Kindertransporten die kleinen ernsten Waisen und Heimatlosen kennen. Nach diesen Kindern modellierte sie die ersten Puppen, die in Spielzeugläden erschienen und das Mitgefühl der kleinen Puppenmütter weckten. Später arbeitete sie täglich in ihrem Atelier an Sasha-Puppen, die durch ihre Schönheit weltbekannt wurden. An der Seite dieser Frau, die auf ihrem eigenen Gebiet Höchstes leistete, durfte Morgenthaler bis ans Lebensende schreiten; jedes war sich selber treu und förderte dadurch das andere.

1915 und 1917 lebten Ernst und Sasha zunächst in Genf. Dort bot sich Morgenthaler einmal Gelegenheit, Ferdinand Hodler in seinem Atelier in Carouge zu sehen. «Auf gedrungenem, eher kleinem Körper sass ein mächtiger Kopf, aus welchem einen die intelligenten, lebhaften Augen gütig und kritisch zugleich anblickten.» Hodler gab bereitwillig Auskünfte.

Am 4. Juni 1917 zog das Maler-Ehepaar nach Hellsau, jenem Ort an der Strasse Bern—Herzogenbuchsee, nicht weit von der Oschwend, wo der Tanzsaal im Wirtshaus «Freihof» bereits Cuno Amiet, Giovanni Giacometti und Frank Buchser als Atelier gedient hatte. Von dort aus zog Morgenthaler einmal zu Fuss nach Basel und weiter nach Zürich, mit Skizzenbüchern, Zeichnungsgerät und Stühlchen ausgerüstet.

Am 2. November 1918 folgte die Übersiedlung nach Oberhofen. Sein Atelier, eine hölzerne Baracke, lag auf der sanften Kuppe, die sich zwischen Oberhofen und Hilterfingen hinstreckt und Aussicht auf den Thunersee und die Berge bietet. Morgenthaler hat später erzählt, wie er bis in alle Nacht hinein zu lesen pflegte und Carl Spittelers Werke verschlang. Um aber nicht immer den Sonnenaufgang zu verschlafen, kaufte er einen Wecker, stand eines Morgens früh auf und aquarellierte das Stockhorn in der Morgenröte. Nach dem Frühstück läutete das Telefon. «Mein Freund, der Bildhauer Hubacher, wohnte am selben Ort. „Bist du schon auf?“ fragte er. „Was? ... seit drei Stunden schon?“ Er lachte, als hätte er den besten Witz vernommen. Nun, warum er anläute: ein Herr sei bei ihm zu Besuch, der kürzlich ein Bild von mir gekauft hätte. Er möchte mich nun gerne kennenlernen.» Morgenthaler stürzte zurück ins Atelier; schon klopfte es an die Türe. Der Gast erwarb mehrere Blätter, dazu das neue Stockhornbild. Das Ereignis wurde mit Sasha und den zwei kleinen Buben auf einer Dampfschiffahrt gefeiert — aber das Frühaufstehen wiederholte sich nicht.

1919 stellte er 33 Bilder in Zürich aus; 1920 kaufte er ein kleines Haus in Wollishofen am Rand der Stadt Zürich, und am 21. September siedelte die



Links: Dr. Walter Morgenthaler, Psychiater (1882—1965).
Rechts: Sein Bruder Ernst Morgenthaler, Kunstmaler (1887—1962)

Familie für immer aus dem Berner- ins Zürcherland über. Barbara wurde 1924 bereits in Küsnacht auf der anderen Zürichseeseite geboren, wo die Familie bis 1928 wohnte, worauf sie drei Jahre in Meudon bei Paris verbrachte. Morgenthaler konnte in Paris immer wieder den Louvre besuchen. Die Bilder von Nicolas Poussin zogen ihn an. Ein Stilleben von Jean-Baptiste-Siméon Chardin, ein paar Äpfel von Paul Cézanne konnten ihn tief ergreifen. Er lernte hinzu. 1932 liess sich die Familie in Höngg bei Zürich dauernd nieder. Höngg liegt im Limmattal an der Strasse nach Baden.

Während des Zweiten Weltkrieges leistete Morgenthaler als Oberleutnant viel Militärdienst. Mit stärkster Anteilnahme stand er im Zeitgeschehen. «Seit sechs Wochen ist der Maler in mir wie ausgelöscht. Ich erlerne das Kriegshandwerk.» Allerdings behielt er auch in der Uniform das Gemüt des Malers. Es konnte geschehen, dass er sich in der Gasmaske vor den Kühen schämte, die der Truppe zuschauten, oder dass er über der Bewunderung des Buchenwaldes einen Oberst zu grüssen vergass.

1943 leitete er das Flüchtlingslager Gattikon im Sihltal. Eine alte Seidenfabrik diente 63 Flüchtlingen zur Unterkunft. Es waren Juden und Jugoslawen, die sich nach dem Zusammenbruch Italiens über die Alpen gerettet hatten. Diesen geprüften und unglücklichen Menschen gehörte seine Zuneigung. Das militärische Gehaben seines Vorgesetzten, eines Oberstleutnants, gegenüber Kindern und Grossmüttern schien ihm lächerlich. Als aber ein Schweizer Küchenchef die Flüchtlinge auf magere Kost setzte und heimlich einen Sack Lebensmittel stahl, übergab Morgenthaler ihn der Heerespolizei. Er selber wurde seines Postens enthoben, weil er gegenüber den Flüchtlingen zu wenig militärisch auftrat. Diese aber schenkten ihm zum Abschied — ein goldenes Herz.

Vom Januar 1951 bis Dezember 1953 war Morgenthaler Vorsitzender der Eidgenössischen Kunstkommission. Er war über die Wahl erschrocken und hatte sich bei ihrer Annahme selber die Befristung auf drei Jahre ausbedungen. Es ist das höchste Amt, das die Eidgenossenschaft in Kunstdingen vergibt. Die Kunstkommission hat aus vielen Bewerbern, die ihre Arbeiten einsenden, die Empfänger von Geldbeihilfen zu ermitteln, ebenso die Aufträge an öffentlichen Gebäuden zu vergeben. Die Verantwortung lastete schwer auf Morgenthaler. Für die Biennale in Venedig wurde ein Schweizer Pavillon gebaut. Er beeinflusste seine Gestaltung und musste die Gemälde auswählen, die dort gezeigt werden sollten. 1952 verlieh ihm die Stadt Zürich ihren Kunstpreis.

Kontakte mit Künstlern und fremden Landschaften regten Morgenthaler an. Beides wurde ihm in reichem Masse zuteil.

Seine Bildnisse spiegeln den Kreis seiner Bekannten. Zur Umwelt gehörten der Vater, die Gattin, die Kinder, dann der entfernte Vetter Hans Morgenthaler (1890—1928), der sich Hamo nannte, als Petroleumsgeselle in Siam geweilt hatte und als Schriftsteller lungenkrank zurückgekehrt war. Ernst nahm sich seiner an, holte den Verbitterten aus einer Nervenheilanstalt heraus und verschaffte ihm ein letztes, schönes Lebensjahr in Ascona. Ein früher Freund war der 1886 geborene Maler Johann von Tscharner, über den Morgenthaler 1947 das «Neujahrsblatt der Zürcher Kunstgesellschaft» verfasste. Innig war seine Beziehung zum Bildhauer Karl Geiser, dessen unbestechliches Urteil ihm wichtig war und der — ebenso wie der Tondichter Othmar Schoeck — die ungewöhnliche Bildung mit ihm teilte. Die Beziehungen zu Musikern waren rege, aber ebenso die zu Dichtern. Anschaulich hat Morgenthaler geschildert, wie Robert Walser im Literarischen Club vorlas und anschliessend 14 Tage bei ihm — damals in Wollishofen — zubrachte. Mit Hermann Hesse verband ihn eine vierzigjährige Freundschaft; Hesse war zehn Jahre älter und starb eine Woche vor ihm. «Es war eine der Freundschaften, die man nicht als zufällig und Glückssache, sondern als einen organischen Bestandteil des Lebens empfindet», hat Hermann Hesse bekräftigt. Ein schöner Briefwechsel erzählt davon. Morgenthaler las Hesses Werke. «Solche Bücher gehörten in die Bibliothek des lieben Gottes», urteilte er über «Die Marmorsäge». 1945 weilte er sechs Wochen bei Hesse in Montagnola und malte den Dichter achtmal. Die Bildnisse wurden verkauft (so das Hesse-Bild mit der weissen Katze an den Musiker Luc Balmer). Nach den Malsitzungen spielten Hesse und Morgenthaler miteinander Schach, und Hesse hat berichtet, wie sein Partner ihm Züge nahelegte, über die er hernach stöhnte. — Der geniale theoretische Physiker Wolfgang Pauli wurde wiederholt von Morgenthaler gezeichnet und beeindruckte ihn tief.

Der Maler Walter Sautter hat bezeugt, wie Morgenthaler der Freund und Berater des Malernachwuchses war. Die Echtheit war ihm wichtig. Träumer schienen ihm innerlich Verwandte.

Der Jurist Hans Ernst Mayenfisch (1882—1957) baute sich nach dem Vorbild Oskar Reinharts eine Kunstsammlung auf, die jedoch ganz auf lebenden Künstlern beruhte. Morgenthaler gehörte dazu; er hat Mayenfisch 1928 gemalt. Lange bestand eine Tischgesellschaft, die Herr Meyerhofer jeden Monat um sich versammelte. An ihr beteiligten sich Othmar Schoeck, die Bildhauer

Hermann Hubacher und Karl Geiser, die Maler von Tscharner und Morgenthaler, später auch die Kunstsammler Mayenfisch und Reinhart und der Bildhauer Otto Charles Bänninger.

Wie die Bildnisse Aufschluss geben über Bekannte, so berichten die Landschaftsbilder über Reisen in den Süden. Das Ziel war 1922 Italien, 1925 Südfrankreich, 1928 und 1936 Marokko, 1939 Ischia, 1949 Tunesien, 1955 das Engadin, 1956 wieder Ischia, 1958 Südaustralien, Ende 1961 Sardinien, wo er die letzten Aquarelle schuf. Von Zeit zu Zeit packte den Maler die Ungeduld, in die Ferne zu schweifen; aber nach wenigen Wochen erfasste ihn dieselbe Ungeduld, wieder heimzukommen. Walter Sautter, der ihn einmal ins Roussillon und einmal nach Nordafrika begleitete, hat an einem Beispiel erläutert, mit welcher Unmittelbarkeit Morgenthaler das Fremdartige und Wesentliche erfasste. Man fuhr im Auto durch die Steppe. Hinten im Wagen döste Morgenthaler vor sich hin, wurde plötzlich hell wach, bat anzuhalten und strebte mit seinem Skizzenbuch einer Nomadengruppe zu, die in der Ferne lagerte. Ein junges Kamel war dort vor einer halben Stunde geboren worden und stand, noch mit der Nabelschnur, neben der Kamelmutter inmitten der kinderreichen Nomadenfamilie. Eifrig zeichnete Morgenthaler den reizvollen Anblick. Nach einer Stunde ging die Reise weiter; er schien zu schlummern. Kaum im Hotel angekommen, setzte er sich beim Schein eines Lämpchens hin und führte das Bild in Wasserfarben aus.

Vieles hat Morgenthaler im Auftrag gemalt, vor allem Bildnisse. Bald waren es drei Kinder in Basel, widerspenstige Teufelchen, die ihre Grossstante mit dem Spritzkännchen begossen, bald sieben Kinder im Hause eines Baumeisters in Cham, von denen er jedes als kleine Welt für sich empfand, bald in Solothurn ein dreijähriges Mädchen, Dr. Dübi und weiter eine junge Frau.

Mehrmals hatte er Bücher zu schmücken. Zu Vergils *Bucolica* entwarf er 16 Lithographien. Für die Büchergilde bebilderte er Pierre Valmigères «Die sieben Töchter des Canigou»; er ging dazu an Ort und Stelle; der Canigou ist ein Pyrenäengipfel. 1950 lieferte er Zeichnungen zu einem Büchlein über Paris. Eine Sizilienreise verdankte er dem Umstand, dass er zu Novellen des sizilianischen Dichters Giovanni Verga Zeichnungen und Aquarelle beisteuern sollte. Der Schauplatz jener Geschichten war ein armes Fischerdorf.

Doch auch ganz andere Aufträge wurden ausgeführt. Der Werbeleiter der SBB verlangte von ihm ein Plakat für die Bundesbahnen. Zwei Tage lang verkribelte Morgenthaler Papier, ohne dass ein tauglicher Einfall sich meldete. Da musste er — es war im Mai 1943 — ins Zürcher Unterland nach Stammheim

zur Musterung der Ortswehr einrücken. Er übernachtete dort und sollte frühmorgens das Antreten überwachen. Als er beim Aufstehen ans Fenster trat, erblickte er vor sich sein Plakat mit den rotweissen Barrieren und dem hellen Weg, der in die blühende Landschaft hinausführte. Beim Einfangen des Bildindruckes versäumte er den Appell. Das Plakat hing später an vielen Bahnhöfen und wurde sein volkstümlichstes Werk. Aber er musste dabei immer an den versäumten Appell denken.

Im April 1944 nahm ihn eine lustige Arbeit völlig in Anspruch. Er malte im Rossstall des «Hirschen» in Zürich die Bühnenbilder für die nächste Aufführung im Cornichon und hieb mit dem Anstreicherpinsel um sich. Die Freude der Schauspieler an seinen Bildern beglückte ihn.

Auch Gemälde können seltsame Schicksale haben. 1927 war in Bern eine landwirtschaftliche Ausstellung, und die Holzschuhfabrik von Lotzwil im Oberaargau hatte dort einen Stand. Dessen Hintergrund bildeten fünf grosse Leinwandbilder, die Morgenthaler auf dem Hof Richisberg bei Ursenbach gemalt hatte. Sie stellten einzeln die Glieder einer Bauernfamilie dar: den Melker, dessen Frau, einen Hüterbuben, ein Schulumädchen und einen auf dem Kachelofen sitzenden Mann, die verschiedenartige Holzschuhe trugen. Morgenthaler wurde von der Fabrik karg entlöhnt; aber der Kunstmaler Karl Walser fragte ihn noch nach Jahren voll Anerkennung nach diesen Bildern. Als Morgenthaler wieder einmal in seine Heimatgegend kam — es war beim Begegnen eines Onkels, und das Gemälde «Das Trauerhaus» entstand damals —, suchte er in Lotzwil nach seinen Holzschuhbildern. Der junge Fabrikleiter wusste nichts davon; aber ein Arbeiter führte den Maler in den Estrich eines alten Hauses, wo die Stücke Leinwand unter einem Loch im Dach als Regenauffang hingen. Morgenthaler erhielt sie billig zurück und konnte sie teuer verkaufen.

Arbeitsreiche Höhepunkte waren die Ausstellungen: 1933 im Kunstverein Winterthur, 1936 und 1938 im Kunsthaus Zürich, 1945 im Museum Solothurn und in der Kunsthalle Bern, 1948 in der Kunsthalle Basel, 1950 im Städtischen Museum in Amsterdam und im Kunstverein St. Gallen, 1957 wieder in der Kunsthalle Bern und im Kunsthaus Glarus, Ende 1960 im Kunsthaus Zürich. Von Solothurn erzählt er: «Als ich die zirka hundertsiebzig Bilder wahllos den Wänden entlang stehen sah, ergriff mich das Elend, eine wahre Panik ... Nach zwei Tagen — und nachdem wir etwa fünfzig Bilder weggestellt hatten — kristallisierte sich langsam ein Gesamteindruck heraus, der mich wieder ruhiger schlafen liess».

Morgenthaler schuf eine überreiche Fülle von Werken. In einem Saal der Basler Ausstellung waren lauter Bilder von Mondstimmungen vereinigt. Das Mondlicht hatte ihn seit der Kindheit bezaubert. Einmal war er als ganz kleines Kind abends an der Hand des Vaters von Ursenbach nach Kleindietwil gewandert und hatte mit Erstaunen wahrgenommen, wie der Mond mitkam. «Der Mond von Ursenbach hat mich nicht nur nach Kleindietwil, sondern durch mein ganzes Leben begleitet.»

Hermann Hesse schrieb über Morgenthaler: «Man hat bei vielen seiner Bilder das Gefühl, dass er da nicht bloss ein malerisches, nicht bloss ein Augenerlebnis gehabt hat, sondern auch ein persönlich-menschliches, ein Erlebnis des Geistes und Herzens.» Wirklich war ihm der Pinsel das Mittel, auszudrücken, was er empfand. Dabei strebte er nicht eine Korrektheit an, die mit seinem Erlebnis nichts zu tun hatte, sondern malte einfach und unmittelbar, Ton um Ton, ursprünglich und lebendig, mit wenig Drum und Dran und mit um so mehr Einfühlungsgabe und Stimmungsgehalt. Der starke Anteil am Mitmenschen durchzieht das ganze Werk. So malte er einen armen Mann, der, das gelbe Gesicht von schwarzem Bart umrahmt, geduldig und unbeweglich auf seinem Stuhl sass, die Hände auf den Knien, in der anspruchslosesten Haltung, die ein Mensch einnehmen kann. Ein Bild wie «Das Trauerhaus» spricht unser Mitempfinden an. Zu den Kindern und Tieren, die er gemalt hat, gewinnt man ein inneres Verhältnis.

Ungeschminkt und ungeschmeichelt malte er die Leute, wie sie sich gaben. Das Bildnis blieb ihm die höchste und würdigste Aufgabe. Menschen darzustellen, reizte ihn von jeher. Dabei verlangte er von sich, dass die Wiedergabe nicht nur ähnlich, sondern dass sie zu einer Aussage werde. Das Porträtmalen erschien ihm als ein Abenteuer, dessen Ausgang man nicht kennt. Einmal sollte er eine Frau darstellen. Nach der zweiten Malwoche bereitete das Werk ihm Freude, nach der fünften nur noch Verdruss. Ein Freund, der Solothurner Maler Hans Berger, der es besichtigte, reichte ihm wortlos das offene Soldatenmesser hin, damit er die Farbe wieder abkratze. Morgenthaler packte seine Gerätschaft zusammen. Später aber malte er auf neuer Leinwand das Bild auf einen Anhieb.

Nach erfüllten Bildnisaufträgen war er oft froh, «mit einem blauen Auge davongekommen zu sein». Er konnte es sich nicht leicht machen, haderte mit sich selbst, ging durch Verzweiflung hindurch. Es kam vor, dass er nachts im Gefühl seiner Unzulänglichkeit weinte. Aber immer wieder durfte er erfahren, dass schwere Tage durchlebt sein müssen, damit später ein besserer Wurf ge-

linge. Er empfand sein Malen als aufregende, schöne und quälende Bemühung, den Zufälligkeiten dieses Lebens einen Sinn zu geben. Er sah das Bedeutende im Unscheinbaren, den ewigen Sonntag im Alltag. Darum überstrahlen seine Bilder das Leid.

Er war keiner Schule verhaftet und liess sich von keiner Strömung treiben. «Ich will nur ich selber sein.» Das unscheinbarste Weglein, das man selber gefunden habe, schien ihm mehr wert als eine von anderen breitgetretene Strasse. «Wer wie ich in der Jugend wie eine blinde Kuh herumgetappt war und spät die Binde von den Augen losbekam, der hielt jetzt zäh fest an dem, was er als seine eigene Sache erkannte.» Und er ermutigt sich: «Ich male, obwohl es andere vor mir schon besser und grossartiger gemacht haben. Aber so wie ich es mache, hat's noch keiner gemacht — ganz wurst, ob's einem klein oder weniger klein vorkommt.»

Jedes Bild begann er, als wäre es sein erstes. Zeitlebens blieb er ein Sucher.

Sein Buch «Ein Maler erzählt» und seine «Aufzeichnungen zu einer Geschichte meiner Jugend» sind reich an Gedanken und Aussprüchen. Einige seien hier zusammengestellt, zunächst Urteile über sich selbst. «Nie komme ich dazu, eine Sache in Heiterkeit und Überlegenheit hinter mich zu bringen.» — «Das Porträtierten ist die Kunst, die einem am deutlichsten und schmerzhaftesten die Unzulänglichkeit aller Bemühung bewusst werden lässt.» — Aus Nordafrika: «Hier noch mehr als zu Hause drückt mich das Gefühl ewiger Ungenügendheiten und verdirbt mir manche schöne Stunde.» — Aus Südfrankreich: «Man muss wohl von Zeit zu Zeit eben auf anderer Leute Türschwellen sitzen, wenn man zu Hause blind geworden ist. Nachher werden einem die grünen Matten von Höngg und die langweilige Limmat in neuem Glanz erstrahlen.» — «Ich bin ein Verschwender und bin verliebt in den blitzenden Kranz der Farbhäufchen auf meiner Palette.»

Aus eigener Lebenserfahrung vermochte er allgemeine Folgerungen zu ziehen. «Ich bin überzeugt, dass sich auch heute noch ein junger sensibler Mensch in der geordneten Schweiz verirren könnte, wie in einem Urwald.» — «Niemals darf ein Entschluss, die Kunst als Beruf auszuüben, abgestellt sein auf Urteile anderer, wer sie auch sein mögen. Wessen Schicksal die Kunst ist, der muss diesen Weg gehen mit oder ohne Segen und Aufmunterung.» — «Die Kontinuität erst macht den Künstler aus. Aller Anfang ist leicht.» — «Wer nicht als Meister vom Himmel fällt, wird nie einer.» — «Kunst kommt nicht von Können. Sie ist von Anfang an da und heisst Ergriffenheit.» «Gibt es etwas Realeres als Märchen? Und umgekehrt: Gibt es etwas Märchen-

hafteres als die Realität?» — «Das nach realer Anschauung Gestaltete übertrifft alles an Phantastik, was sich einer nur ersinnen kann.» — «Jeder ist nur ein Steinchen in dem grossen Mosaik, das die Kunst seiner Zeit ausmacht.» — «Es chunnt nie uf d'Richtig a i der Kunscht; hingäge ganz numen uf d'Pärsönlichkeit.»

1954 sagte Morgenthaler in einem Vortrag, er wäre bereit, morgen eine Weltreise anzutreten, wenn er Gelegenheit dazu hätte. Nach seinem 70. Geburtstag sollte diese Fahrt sich verwirklichen. Die Tochter Barbara war an der Südküste Australiens verheiratet, und die alten Eltern wollten sie besuchen. In einem Büchlein «Flug zu Barbara» hat Morgenthaler von dieser Reise berichtet. Das Flugzeug steuerte von Kloten über Beirut, Karachi, Kalkutta nach Bangkok in Siam, wo ein zehntägiger Aufenthalt eingeschaltet wurde. Wehmütig erinnerte er sich des längst verstorbenen Hamo. Mit dem Auge des Malers beobachtete er die fremde Landschaft und fing sie in Aquarellen ein. «Schwarze, braune und fast weisse Wasserbüffel bewegten sich schwerfällig in den Reisfeldern.» Weiter spannte sich der Flug über Manila, Biak und Sydney nach Melbourne, wo Barbara wartete. Sie wohnte in Croydon. «Hinter dem Haus erhebt sich der Busch mit wilden, knorriigen Eukalyptusbäumen.» Morgenthaler besuchte das Museum in Melbourne mit den Bildern von William Blake, den Tierpark, die Apollo-Bay, die Insel Tasmanien mit der Kupferminenstadt Queenstown. «Im blauen Wasser eines Sees spiegelten sich weisse, tote Bäume, die, wie Ertrinkende um Hilfe rufend, ihre kahlen Äste zum Himmel erhoben.» Die Heimreise führte über Hongkong, Tokio, San Francisco und New York, wo auf der Wallstreet ein heimatlicher Klang sein Ohr erfrischte: «Grüezi, Herr Morgedaler, sind Sie auch e chli z'Neuork?»

Die Erdentage gingen zur Neige. Wie ein Malergefährte berichtet, war es immer spannend, in Morgenthalers Atelier zu treten. Er zeigte alles, was er in Arbeit hatte, hörte sich die Meinung des jüngeren an und fragte bald: «Und Du, was machst Du?» Noch als Kranken traf man ihn immer als Maler. Unruhig und ungläubig und doch dankbar sah er zu, wie Sasha, die Söhne und zwei Freunde die Bilder aus dem Keller durch die Bodenluke ins Atelier hissten und für die Basler Jubiläumsausstellung zum 75. Geburtstag rüsteten. Sie wurde zur Gedenkschau. Morgenthaler starb am 7. September 1962 in Höngg.

Seine Bilder haben nicht aufgehört zu wirken. Wer 1972 die Sammlung in Thun durchwandert hat, erblickte das schlichte Bild eines Baumes und das märchenhafte der Heiligen Drei Könige aus seiner Frühzeit. Sasha mit Hut ist gut getroffen. Ein Kind trinkt aus einem Chacheli; die Mutter sitzt am Tisch

dabei. Da liest ein Bub im Gartenstuhl; daneben blühen Sonnenblumen. Ein Knabe füttert ein Pferd; drei Kinder schauen zu, während ein Arbeiter ein Fass rollt. Pfadfinder im Wald sammeln Reisig. In einer Atelierecke erhebt sich auf einem Kistchen die Terpentinpinte. Eine Abendstimmung verklärt das Limmattal. Fritz in Stiefeln steht einfach da. Das Bild «Adieu Arlette» zeigt einen Vater am Zug, Grau in Grau, an den Fenstern gelbgesichtige Frauen in schwarzen Kleidern, dabei als Lichtblick das kleine Mädchen in roter Mütze und weissem Kleid. Bei Morgenthaler ist die Farbe in besonderem Masse Träger des Ausdrucks. Immer wieder erscheinen Kinder — klein vor der grossen Umwelt: hier vor einem blühenden Fliederstrauch, dort mit einem Pferd im Wald. Flüchtlinge: Der Vater schläft erschöpft auf einer Bank; Mutter und Grossmutter sind auf Koffern eingenickt; nur das Bübchen schaut uns aus wachen Augen an; hinten drohen eine Verbotsstafel und eine Schranke mit Polizisten ...

Die Brüder Morgenthaler waren durch gemeinsame Züge verbunden. Sie litten unter dem Leid der Welt und kämpften für die Gerechtigkeit. Dünnhäutig und verletzlich, vom Zweifel an sich selbst begleitet, trug doch ihre kernhafte Kraft den Sieg davon und gab ihnen eine Wirkung in die Weite und in die Zukunft.

Quellen

Die Quellen werden in der Reihenfolge ihrer Anwendung im Text aufgezählt.

1. Zur Herkunft

Eine Abschrift der Aufzeichnungen Hans Friedlis und seines Schwiegersohnes aus der alten Bibel.

Handschriftliche Leichenrede für Niklaus Morgenthaler, alt Gemeindeschreiber (1822—1902).

Mündliche Nachrichten von Prof. Dr. Otto Morgenthaler.

Eigene Nachschlagungen in den Rodeln von Trub und Sumiswald.

Ein Verzeichnis der Nachfahren von Niklaus und Anna Barbara Morgenthaler-Zürcher.

2. Für Niklaus Morgenthaler

Hauptquelle waren Handschriften aus dem Nachlass, die mir sein Sohn Otto zur Verfügung stellte:

- a) Ein Heft «Persönliche Notizen» mit Lebensrückschau und einem Auszug aus Tagebuch-Aufzeichnungen von 1869 bis 1927.



Morgenthaler-Stammhaus Mösl, Ursenbach. Aufnahmen Hs. Scheidiger.



- b) Abgangs-Zeugniss der Eidgenössischen polytechnischen Schule in Zürich, 25. März 1876.
- c) Sieben Briefe Fridolin Beckers an Niklaus Morgenthaler von 1876 bis 1884. Zitate aus den Briefen vom 5. Mai 1878, 12. Dezember 1882 und 16. November 1884.
- d) Ein «Album, worinnen gedruckt zu lesen ist Gutes und Böses von Mösligläise Gläisli», mit eingeklebten Zeitungsausschnitten politischen Inhalts, von Morgenthaler angelegt und so bezeichnet. Darin z.B.: Grossratswahl 1880: «Berner Volkszeitung» vom 8. Dezember. (Spätere Anerkennung in derselben Zeitung am 19. April 1891.) Übersicht über die bernischen Baudirektoren seit 1846: «Unter-Emmenthaler» vom 29. November 1905. 1899 als Nationalratskandidat erklärt: «Unter-Emmenthaler» vom 20. Oktober und «Bund» vom 24. Oktober. Vorschlag für Generaldirektor der SBB: «Basler Nachrichten» vom 16. Januar 1901. 1905 als Nationalratskandidat erklärt: «Berner Volksfreund» vom 28. Oktober (Stellungnahme Morgenthals); «Berner Landbote» vom 28. Oktober; «Berner Volkszeitung» vom 8. November (verschiedene Äusserungen Dürrenmatts); «Berner Volksfreund» vom 7. November (Geständnis der Burgdorfer). 1906 vor der Wiederwahl als Ständerat: «Unter-Emmenthaler» vom 14. November. Anrempelungen wegen Normalspur im «Bund» vom 30. Mai, 4. und 8. Juni 1908. Aufgesetzte Erwiderung Morgenthals zur Richtigstellung des Aufsatzes vom 8. Juni. Bericht über die 25jährige Jubiläumsfeier der Langenthal—Huttwil-Bahn vom 24. Juni 1915 im «Unter-Emmenthaler».
- e) Nachrufe im «Bund» vom 8. und 10. Dezember 1928, in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 10. Dezember, im «Burgdorfer Tagblatt» und im «Emmentaler Blatt Langnau» vom 11. Dezember; ferner Würdigung im «Bund» vom 15. Oktober 1905.

Weitere Quellen:

Für Nebenpersonen: Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz. 7 Bände, Neuenburg 1921—1934.

Nachruf auf Xaver Imfeld von Fridolin Becker in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 26. Februar 1909.

Nachschatlungen der Wittwer in den Rodeln von Trub; ferner Brief von Hans Leuenberger aus Ursenbach vom 18. Oktober 1957 an seinen alten Schulkameraden und Vetter Walter Morgenthaler (über Müllerhansli).

Zitat von Hermann Hesse aus: Ernst Morgenthaler. Max Niehans Verlag, Zürich/Leipzig 1936, S. 7.

Ernst Morgenthaler, Aufzeichnungen zu einer Geschichte meiner Jugend. In: Ernst Morgenthaler (zu seinem siebzigsten Geburtstag). Alfred Scherz Verlag, Bern 1957. (Daraus Zitate.)

Otto Morgenthaler, Brief an seinen Bruder Walter zum 70. Geburtstag. In: Schweizerische Zeitschrift für Psychologie und ihre Anwendungen, Band XI, Bern 1952. Auch im Nekrologheft Walter Morgenthaler. (Daraus ein Zitat.)

Zu Klara: Nachruf auf Dr. phil. Otto Luterbacher im «Berner Schulblatt» vom 5. November 1960; Nachrufe auf Frau Dr. Klara Luterbacher-Morgenthaler im «Burgdorfer Tagblatt» und im «Emmenthaler Blatt» vom 11. März 1964.

3. Für Walter Morgenthaler

Schweizerische Zeitschrift für Psychologie, Bern. Band XI, 1952, S. 1—18 (zum 70. Geburtstag). Beiträge von Hanns Spreng, Hans Christoffel, Max Müller, O.-L. Forel, Otto Morgenthaler u.a.; Band XXI, 1962, S. 158 f. (zum 80. Geburtstag); Band XXIV, 1965, S. 111—113 (Nachrufe).

Praktische Psychiatrie, Zürich. 31. Jahrgang, 1952, S. 61—73 (zum 70. Geburtstag). Mit Beiträgen der Redaktion sowie von Max Müller und G. Schneider; 44. Jahrgang, 1965, Nr. 4 und 7 (Nachrufe).

Nachrufe im «Bund» vom 7. April 1965, im «Berner Tagblatt» Nr. 96, S. 6, in der «Zofingia» 1965, S. 442.

Nekrologheft «Dr. Walter Morgenthaler». 25 S. Darin Rückschau «Aus meinem Leben» (mit Zitat von Otto) und Ansprachen von Hans Schär, Walter Frey und Hans Walther-Büel.

Nachruf und Publikationsliste in: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 1966, S. 225—246.

Daten bis 1926 überprüft nach dem Tagebuch des Vaters Niklaus Morgenthaler.

Mündliche Mitteilungen des Bruders Otto Morgenthaler, dem ich auch die anderen Quellen verdanke.

4. Für Otto Morgenthaler

Persönliche Mitteilungen.

Walter Huber, Prof. Otto Morgenthaler zum 80. Geburtstag. In: «Der Bund», Bern, 18. Oktober 1966, Nr. 406, S. 3.

Herangezogene Arbeiten von Otto Morgenthaler (und von anderen):

Robert Burri. Nachruf in den Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 1952, S. 362—369.

Zum 100. Geburtstag von Dr. Fritz Leuenberger, Bern (1860 bis 1936). In: Der Imkerfreund. München, 15. Jahrgang, 1960, S. 352—355 (daraus ein Zitat).

Aus der Geschichte der Bienenwissenschaft in der Schweiz. Daselbst, 24. Jahrgang, 1969, S. 251—254.

Die Keimung der Nosemasporen. In: Südwestdeutscher Imker. Offenburg/Baden, 15. Jahrgang, 1963, S. 102—104 (daraus ein Zitat).

Neuere Nosema-Arbeiten. Daselbst, 14. Jahrgang, 1962, S. 336—338.

Gertrud Baumgartner, Liebefeld, 1900—1967. In: Schweizerische Bienen-Zeitung. Aarau, 90. Jahrgang, 1967, Heft 12.

Zur Milbenkrankheit:

Zur Geschichte und Naturgeschichte der Bienenmilbe *Acarapis*. In: Die Bienenpflege. Tübingen, April 1964, S. 71—76 (daraus zwei Zitate).

Die natürlichen Widerstände gegen eine rasche Ausbreitung der Milbenseuche im Bienenvolk. In: Wissenschaftliche Arbeiten der Forschungsanstalt für Bienenzucht in Dol. Band 4, Prag 1965, S. 131—136.

Meine Erfahrungen mit der Milbenkrankheit. Sonderdruck aus «Deutsche Bienenwirtschaft», Mai 1959 (u.a. zum Flügelwurzelbefall).

Neuere Arbeiten über die Verbreitung der Bienenmilbe *Acarapis*. Daselbst 1960.

Beitrag zur Diskussion um die Bienenmilbe. In: Der Imkerfreund. München, 19. Jahrgang, 1964, S. 333—335 (gefährlich oder harmlos?).

Zur Geschichte der Milben-Bekämpfung. Daselbst, 22. Jahrgang, 1967, S. 278—282 (Frow).

Zum Milchsäureverfahren: Alfred Eidherr, Bericht über eine Studienreise in das Institut für Bienenkrankheiten in Liebefeld-Bern (September 1934). In: Wiener Tierärztliche Monatsschrift. 22. Jahrgang, 1935, S. 425—429.

Zum Rücktritt von Dr. Anna Maurizio. In: Zeitschrift für Bienenforschung. Band 8, 1966, S. 130—134.

Dr. Friedl Ruttner, Liebefeld — die schweizerische Hohe Schule der Bienenforschung. In: Der Bienenvater. Wien, 74. Jahrgang, 1949, S. 176—178 (Zitat über die Honiggläser; darin auch der Bericht über «Luise»).

Zu W. Fyg: Bienenzucht und Veterinärwesen. Sonderdruck aus «Deutsche Bienenwirtschaft» 1963, Heft 5, S. 127—129. Darin anschliessend von W. Fyg: Anomalien und Krankheiten der Bienenkönigin, S. 129—132.

Bienenabteilung. Bericht an der 50-Jahr-Feier der Eidg. Landwirtschaftlichen Versuchsanstalten Liebefeld. In: Schweizerische Bienen-Zeitung. Aarau, Jahrgang 1952, Heft 1. (Darin die Zahlen der eingesandten Proben 1920 und 1950.)

O. Morgenthaler und W. Fyg, Die Verbreitung der Bienenzucht in der Schweiz. In: Schweizerische Bienen-Zeitung. Aarau, Jahrgang 1936, Heft 12.

Der schwer schleuderbare Rottannenhonig 1938. Daselbst, Jahrgang 1938, Heft 8 und 9.

Rätsel der Sauerbrut (oder «Gutartigen Faulbrut»). In: Der Imkerfreund. München, 10. Jahrgang, 1955, S. 351—354.

Die Symbiose der Insekten mit Mikroorganismen. In: Schweizerische Zeitschrift für Pathologie und Bakteriologie. Basel/New York, Vol. VIII, 1945, S. 486—488.

Waldtrachtkrankheit und Schwarzsucht. In: Der Imkerfreund. München, 15. Jahrgang, 1960, S. 342—347.

General-Register für die Schweizerische Bienenzeitung 1863—1927. Aarau 1930. Darin Vorwort, S. 3—10.

Neue «Beihefte zur Schweizerischen Bienen-Zeitung». Heft 15: A. Linder, Über das Auswerten zahlenmässiger Angaben in der Bienekunde. Besprechung in der Schweizerischen Bienen-Zeitung. Aarau, Jahrgang 1947, S. 222—227. Ebenso: Heft 16: Alfred Steiner, Der Wärmehaushalt der einheimischen sozialen Hautflügler (Wespen, Hummeln, Bienen und Ameisen). Besprechung in Jahrgang 1948, S. 60—64.

H. Gontarski, Schweizerische Imkerfreunde. In: *Der Imkerfreund*. München, 5. Jahrgang, 1950, S. 103—105.

Victor de Pange, *Une visite au laboratoire apicole de Liebefeld en Suisse*. In: *L'Ouest Apicole*. Rennes, Octobre 1948, S. 142 f. (Zitat in Übersetzung).

Gerhart Wagner, Leuenbergers «Biene». Besprechung der 3. Auflage. In: «Der Bund», Bern, 29. April 1955, Nr. 198, S. 8.

François Huber und seine Gegner. In: *Schweizerische Bienen-Zeitung*. Aarau, Jahrgang 1934, Heft 9.

Das Generalregister III zur Schweizerischen Bienen-Zeitung (1938—1947). Vortrag. In: *Schweizerische Bienen-Zeitung*. Aarau, Jahrgang 1948, S. 434—437 (daraus das Zitat über eigenes kritisches Urteil).

Bienen und Bienenhalten in der Schweiz. Besprechung von Sooders Buch in : «Der Bund», Bern, 9. Januar 1953, Nr. 13, S. 5 f. (Zitat).

Eine Bienenreise durch die Tschechoslowakei. In: *Schweizerische Bienen-Zeitung*. Aarau, Jahrgang 1938, Heft 11 (daraus Zitate).

5. Für Ernst Morgenthaler

¹ Hauptquelle: Ernst Morgenthaler, *Ein Maler erzählt. Aufsätze, Reiseberichte, Briefe*. Diogenes Verlag, Zürich 1957.

² Für die Jugendzeit: Ernst Morgenthaler (zu seinem siebzigsten Geburtstag). Mit einem Geleitwort von Hermann Hesse und Morgenthalers «Aufzeichnungen zu einer Geschichte meiner Jugend». Alfred Scherz Verlag, Bern 1957.

Ferner wurden herangezogen:

³ Nekrologheft Dr. Hans E. Mayenfisch (1882—1957) mit Beitrag von Ernst Morgenthaler, S. 23—25.

⁴ Ernst Morgenthaler, *Flug zu Barbara*. Verlag Huber & Co., Frauenfeld 1962.

⁵ Ausstellungskatalog «Kunsthalle Bern» 1957.

⁶ Ausstellungskatalog «Kunsthaus Zürich» 1960/61.

⁷ Ausstellungskatalog «Kunsthalle Basel» 1962.

⁸ Pfarrer Paul Trautvetter, Rede bei der Abdankungsfeier am 11. September 1962 in der Kirche Höngg. Maschinenschrift. Abgewandelt in: *Der Aufbau. Schweizerische Wochenschrift für Recht, Frieden und Freiheit*. Zürich, 13. September 1962. 43. Jahrgang, Nr. 35, S. 274 f.

⁹ Trauerreden von Walter Sautter (S. 75 f.) und Arnold Rüdlinger (S. 77—80) in der Zeitschrift: *Schweizer Kunst. Bulletin* Nr. 9/10, Oktober/November 1962.

Ernst Morgenthaler. Geleitwort von Hermann Hesse. Max Niehans Verlag, Zürich/Leipzig 1936. Dieser biographisch aufschlussreiche Beitrag ist auch abgedruckt in: Hermann Hesse, *Gedenkblätter*. Suhrkamp Verlag, Berlin 1962, S. 241—271. Das in ¹ enthaltene Vorwort Hesses «Maler und Schriftsteller» steht hier S. 291—299.

Ernst Morgenthaler. *Texte de René Wehrli. L'Art Suisse Contemporain*, Nr. 8. Editions du Griffon, Neuchâtel 1953.

Für Sasha: Ringiers Blatt für Alle. Zofingen, 5. Dezember 1964, S. 12 f.

Die Daten und einige Angaben bis 1925 sind dem Heft mit Tagebuch-Aufzeichnungen des Vaters Niklaus Morgenthaler entnommen, das wie manches andere der Sohn Otto zur Verfügung stellte.

Nachweis der Zitate aus obigen Schriften¹ bis⁹:

Kleindietwil², S. 20; Verdingbub², S. 25; Furcht¹, S. 13; Schul-Alpdruck², S. 26; Unterweisung¹, S. 15; Deutschlehrer², S. 29; Selbstmordgedanken², S. 32; Doppelleben des Bürolisten², S. 35; Musiziererei¹, S. 19; Titelblatt für sozialistische Zeitschrift², S. 35; Leben für die Malerei⁵; Amiet¹, S. 83; Lehren Amiets¹, S. 83 f.; Karikieren tritt zurück², S. 36; Zusammensein mit Klee¹, S. 69; Rat Klees und Verteidigung dagegen¹, S. 108; Worauf es ankommt², S. 36; Besuch bei Hodler¹, S. 79; Stockhornbild und Anruf Hubachers¹, S. 23; Kriegshandwerk¹, S. 155; Hesse über die Freundschaft mit Morgenthaler¹, S. 5; Morgenthalers Urteil über «Die Marmorsäge»¹, S. 162; Ausstellung in Solothurn¹, S. 164 f.; Der Mond von Ursenbach¹, S. 179; Hesse über Morgenthalers Bilder⁶, S. 5 (aus dem Buch über Ernst Morgenthaler von 1936, S. 21); Mit einem blauen Auge davongekommen¹, S. 151 und 162; Bekenntnisse zu sich selbst¹, S. 80, 70 und 174; Gedanken und Aussprüche über sich selbst¹, S. 156, 92, 119, 121, 96; Folgerungen aus eigener Lebenserfahrung², S. 19, 40, 39;¹, S. 55, 56 f., 123, 153, 58, 108; Sätze aus «Flug zu Barbara» S. 12, 21, 37, 50; Frage nach der Tätigkeit des andern⁹, S. 76.

Nachbemerkung der Redaktion:

Zu Ueli Dürrenmatt vgl. die Artikel in den Jahrbüchern 1, 1958, S. 101 f.; 8, 1965, S. 153 f.; 12, 1969, S. 92 f. Zu Melchior Sooder vgl. A. Bärtschis Biographie: Jahrbuch 7, 1964, S. 160 f., zur Bienenzucht im Oberaargau: Band 11, 1968, S. 17 f. Aus den Jugend-erinnerungen Ernst Morgenthalers zitiert Jahrbuch 9, 1966, S. 9 f.; eine farbige Land-schaft Morgenthalers ist in Band 12, 1969, eingangs wiedergegeben.